
Rezensionen zum Thema ,Dimensionen von *Gender Studies*'

Bettina Wilke

Wer hat Angst vor Judith Butler ?

Hannelore Bublitz: *Judith Butler zur Einführung*, Hamburg 2002 (Junius Verlag, 155 S., 12,50 €).

Nach den nunmehr zehn Jahren ‚Butler in Deutschland‘, die seit dem folgenreichen Erscheinen von *Das Unbehagen der Geschlechter*¹ vergangen sind, ist jetzt endlich die erste Einführung in das Gesamtwerk Judith Butlers erschienen. Und, um es gleich vorwegzunehmen: Sie ist wirklich gut. Hannelore Bublitz, die sich dieser durchaus schwierigen Herausforderung gestellt hat, zeigt in ihrem Buch große Sensibilität nicht nur für jene, die Butlers Werke schnell zur Seite legen, weil sie durch deren Schreibstil und scheinbar abgehobene Denkfiguren nach wenigen Seiten zu abgeschreckt sind, um weiterzulesen. Sie schafft es auch, das Interesse derjenigen zu wecken, die mit harscher Kritik oder Ablehnung auf Butlers Theorien reagieren.

Bublitz hat diese Einführung in drei Komplexe gegliedert: Im ersten, „Butlers sprach- und diskurstheoretisches Programm“, widmet sie sich vor allem der Begriffsklärung, ohne die eine Auseinandersetzung mit Butler nicht möglich ist. Hier erweist sich Bublitz als äußerst geduldig, sie führt die wesentlichen Begriffe und Sachverhalte in Verbindung mit angemessenen Beispielen ein und wiederholt sie oft genug, so dass sie schließlich zum festen Repertoire werden. Längere Passagen aus Butlers Texten vermeidet sie und sprachlich grenzt sich Bublitz zumindest in diesem Kapitel deutlich von Butler ab: So schreibt sie beispielsweise zur Erklärung des Vorgangs „der Materialisierung als Formierung körperlicher Materialität, die diskursiv-normative Anweisungsstrukturen mit institutioneller Macht verschränkt“²:

„Am Beispiel der Äußerung einer Hebamme oder der Eltern, die beim Anblick eines Säuglings feststellen: ‚Es ist ein Mädchen!‘, wird verständlich, dass es dabei nicht um eine Beschreibung oder die bloße Feststellung eines Sachverhaltes geht, sondern zugleich um eine Anweisung, ein weibliches Geschlecht zu sein; darin besteht die Performativität der Aussage. Butler geht davon aus, dass solche diskursiv hervorgebrachten Sachverhalte den Körper durch (Geschlechts-)Zeichen markieren, denen Akte der Verkörperung folgen.“³

Zum Vergleich: Butler beschreibt die Konstituierung bzw. Subjektivierung eines Mädchen folgendermaßen:

„Geschlechtnormen wirken, indem sie die Verkörperung bestimmter Ideale von Weiblichkeit und Männlichkeit verlangen [...] In dem Maße, wie das Benennen des ‚Mädchens‘ transitiv ist, das heißt den Prozeß initiiert, mit dem ein

bestimmtes ‚Zum-Mädchen-Werden‘ erzwungen wird, regiert der Begriff oder vielmehr dessen symbolische Macht die Formierung einer körperlich gesetzten Weiblichkeit, die die Norm niemals ganz erreicht. Dabei handelt es sich jedoch um ein ‚Mädchen‘, das gezwungen wird, die Norm zu ‚zitieren‘, um sich als lebensfähiges Subjekt zu qualifizieren und ein solches zu bleiben. Weiblichkeit ist deshalb nicht das Ergebnis einer Wahl, sondern das zwangsweise Zitieren einer Norm, einer Norm, deren komplizierte Geschichtlichkeit untrennbar ist von den Verhältnissen der Disziplin, der Regulierung, des Strafens.“⁴

Hier und an vielen weiteren Stellen der Einführung zeigt sich die beachtenswerte Übersetzungsleistung der Autorin.

Im zweiten Komplex des Buches fasst Bublitz die feministische Theorie Butlers zusammen. Zunächst führt sie die grundlegenden Unterschiede zu einem Feminismus vor, der die Geschlechterdifferenz positiviert und ein binäres System von Geschlechterbeziehungen als natürlich reproduziert, um dann zu erklären, was an Butler, dem „Superstar feministischer Theorie“⁵ eigentlich so feministisch ist. Hier fokussiert Bublitz ausführlich auf die Annahmen in *Das Unbehagen der Geschlechter*, wählt dabei allerdings den ‚umgekehrten‘ Weg, das heißt Bublitz beschreibt Butlers Brüche mit bis dato einschlägigen Annahmen: den Bruch mit der Annahme, Geschlecht sei eine natürliche Eigenschaft, den Bruch mit der Annahme einer natürlichen Geschlechterdifferenz und den Bruch mit der Annahme, dass der so bezeichnete Geschlechtskörper eine soziale und damit auch sexuelle Identität stiftet.⁶ Auch hier vertieft Bublitz einzelne Denkfiguren Butlers in gesonderten Abschnitten, beispielsweise die „Matrix der Intelligibilität“ und die „Performativität des Geschlechts“. Die Ausführungen in *Körper von Gewicht* nutzt Bublitz, wie ihrerzeit auch Butler, um Klarheit in der umstrittenen Frage nach der Bedeutung des Körpers zu schaffen, der auch – wie von feministischer Seite her oft befürchtet – in einer dekonstruktivistischen Auffassung in seiner materiellen Beschaffenheit nicht verleugnet wird:

„Der biologische (Geschlechts)Körper gewinnt in seiner materiellen Existenzweise leibliche Eigenständigkeit, gerade weil er durch soziale Praktiken hervorgebracht und in diese eingebunden ist.“⁷

Der dritte Komplex der Einführung, „Butlers politische Theorie“, verdeutlicht dann die Nähe Butlers zur *Queer Theory*. Wiederum mit Rekurs auf *Das Unbehagen der Geschlechter* und *Körper von Gewicht* und die dort entwickelten Strategien zur Geschlechterverwirrung und Kategorienverunsicherung führt Bublitz ihre LeserInnen an die Konzepte der ‚Politik des Performativen‘ und der ‚performativen Subversion‘ heran, die Butler selbst in *Haß spricht*⁸ ausgeführt hat. Die Frage, auf welche Weise performativen, verletzenden Sprechakten – *hate speech* – begegnet werden kann, mündet in die Auffassung, dass die performative Macht der Sprache gegen sich selbst gewendet werden kann, so

dass durch eine Verschiebung und Umdeutung eines Sprechaktes „das Wort, das verwundet, [...] zum Instrument des Widerstandes“⁹ wird.¹⁰

Als Zugabe enthält *Judith Butler zur Einführung* im Anhang ein Interview, das Hannelore Bublitz mit Judith Butler geführt hat. Dieses Interview, so sehr es ein Schmankerl für Fans sein kann, bringt meines Erachtens nicht viel Neues und ist für die/den LeserIn allein durch die Kenntnis der Einführung auch schwer verständlich. Insgesamt ist das Buch jedoch sehr gelungen, weil Bublitz sich auf Butlers zentrale Thesen einlässt und deren Brisanz und Wichtigkeit schätzt, und im Gegensatz zu vielen AutorInnen weitgehend darauf verzichtet, die blinden Flecke, die Butlers Theorie wie jede andere hat, überzubewerten. Mein Tipp an alle AnfängerInnen: Zunächst die „Einleitung“ überspringen; sie ist gut, aber verwirrend und bringt zum Schluss mehr.

Anmerkungen

1 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M., 1991.

2 Hannelore Bublitz: *Judith Butler zur Einführung*, Hamburg, 2002, S. 26

3 Ebd.

4 Judith Butler: *Körper von Gewicht*, Frankfurt/M., 1995, S. 318f.

5 Hannelore Bublitz: *Judith Butler zur Einführung*, Hamburg, 2002, S. 48.

6 Ebd. S. 53.

7 Ebd. S. 68.

8 Judith Butler: *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*, Berlin, 1998.

9 Ebd. S. 230.

10 Exemplarisch hierfür – und gerne aufgeführt – das Beispiel des Wortes *queer*: Diente dieses Wort ursprünglich zur Diffamierung nicht-heterosexueller Menschen, so ist es heute – als Selbstbezeichnung - zu einem Wort der Selbstidentifizierung und des Stolzes geworden, was wiederum der früheren Verwendungsweise einen Strich durch die Rechnung macht. Ähnliches gilt beispielweise für die Rosa Winkel: so sehr sie im Dritten Reich noch eine Kennzeichnung von ‚Entarteten‘ waren, sind sie heute stolzes Symbol homosexueller Lebensweisen.

Angela Kaupp

Ein Standardwerk für Feministische Theologie

Elisabeth Gössmann/Helga Kuhlmann/Elisabeth Moltmann-Wendel/Ina Praetorius/Luise Schottroff/ Helen Schüngel-Straumann/Doris Strahm/Agnes Wuckelt (Hrsg.): Wörterbuch der Feministischen Theologie, Gütersloh 2002 (Gütersloher Verlags-haus, 2., vollst. überarb. u. erw. Auflage, 640 S., 69,00 €).

Mit der ersten Auflage des Wörterbuchs erschien 1991 im deutschsprachigen Raum erstmalig ein Kompendium der feministisch-theologischen Diskussion, das von katholischen und evangelischen Herausgeberinnen und Autorinnen verantwortet wurde, die sich der feministischen Theologie verpflichtet fühlen. Damals waren Diskussionen und wissenschaftliche Forschung in vielen Forschungsgebieten noch in den Anfängen und das Wörterbuch hatte das Ziel, „Schätze der Feministischen Theologie zu sammeln und zugänglich zu machen.“¹

Die Theorieentwicklung sowohl der Ansätze Feministischer Theologie(n) als auch des Feminismus, der Theologie insgesamt und angrenzender Disziplinen hat sich in den 90er Jahren weiter entwickelt und z.T. Akzente verschoben. Feministisch-theologische Forschung konnte sich in Teilbereichen der Theologie etablieren und inzwischen liegen eine Anzahl wissenschaftlicher Forschungsarbeiten vor. Daher ist es zu begrüßen, dass nun eine zweite, völlig überarbeitete Auflage des Wörterbuches vorliegt und die „zunehmende Themen- und Positionsvielfalt der Feministischen Theologie und angrenzender Forschungsgebiete ebenso wie ihr gewachsenes Selbstbewusstsein“² spiegelt. Dies belegt auch die Erweiterung des Herausgeberinnen- und Autorinnenkreises, in dessen Reihe u.a. Forscherinnen der jüngeren Generation feministischer Theologinnen zu finden sind. Die Autorinnen sind unterschiedlichen (deutschsprachigen) kulturellen und religiösen Kontexten zuzurechnen, wobei die Herausgeberinnen einschränken, dass die eigene Zugehörigkeit zu christlichen Traditionen protestantischer oder katholischer Prägung dazu geführt hat, dass „Positionen aus dem postchristlichen Spektrum, aus der orthodoxen Christenheit, aus Freikirchen und nichtchristlichen Religionen, vergleichsweise weniger zu Wort kommen.“³

Über 140 Artikel stellen zentrale Inhalte theologischer Disziplinen und angrenzender Wissenschaften unter dem Blickwinkel feministischer Theologie dar und versuchen, auch interreligiöse, interkulturelle und interdisziplinäre Verknüpfungen aufzuzeigen. Alle Stichworte der ersten Auflage wurden aktualisiert und das Kompendium um mehr als fünfzig neue Artikel erweitert, die sich m.E. drei Perspektiven zuordnen lassen: Die erste Ergänzung ist durch gesellschaftliche Veränderungen und die Weiterentwicklung feministischer

Forschung allgemein begründet (z.B. ‚Postmoderne‘, ‚Gender‘, ‚Differenz‘ oder ‚Bioethik‘). Die zweite entstand durch die Erarbeitung oder Vertiefung zentraler Stichworte systematisch-theologischer Fragestellungen (z.B. ‚Sakrament‘, ‚Abendmahl‘, ‚Opfer‘, ‚Ökumene‘) oder der Praktischen Theologie (vgl. ‚Ehrenamt‘, ‚Gemeindepädagogik‘, ‚Mädchen/Junge‘). Eine dritte Erweiterung schlägt sich in Artikeln nieder, die sich mit Körperlichkeit beschäftigen (z.B. ‚Alter‘, ‚Schwangerschaft‘, ‚Krankheit‘, ‚Blut‘).

Die Rezeption der gesellschaftlichen, feministischen und theologischen Diskussionen und aktueller Forschungsergebnisse führte nicht nur zu einer Vermehrung von Stichworten, sondern auch zu einer grundlegenden Darstellung insbesondere von Themen, die in der theologischen Diskussion hohe Brisanz haben und daher besonderer Differenzierung bedürfen, wie z.B. Gottesebenbildlichkeit, Auferstehung, Kirche oder Liturgie. Es ist positiv hervorzuheben, dass diese Artikel jeweils von mehreren Fachfrauen der jeweiligen theologischen Disziplinen oder konfessionellen Zugehörigkeit erarbeitet wurden, die sich zugleich der Feministischen Theologie verpflichtet fühlen. Hierdurch wird eine wissenschaftlich präzise Betrachtung aus verschiedenen Perspektiven möglich und für die Leserin/den Leser verständlich.

Bei kürzeren Artikeln lassen sich unterschiedliche Schwerpunktsetzungen beobachten: Während einige einen Gesamtüberblick über die Forschungslage eines Gebietes geben, konturieren andere eher einzelne Perspektiven. Diese qualitativen Unterschiede lassen sich sowohl auf die Vielfalt der Autorinnen als auch auf die gegenwärtige Forschungslage zurückzuführen, die nicht in allen Bereichen gleichermaßen aussagekräftige Untersuchungsergebnisse vorweisen kann.

Im Anschluss an jeden Artikel folgen jeweils zwei bis drei Lektürehinweise, die „zum Weiterlesen“ anregen, und eine ausführliche Bibliographie, welche den wissenschaftlichen Stand der Auseinandersetzung und die deutliche Weiterentwicklung der Forschung im letzten Jahrzehnt belegt. An der Lesefreundlichkeit der Bibliographien ist Kritik anzumelden, da ein Drucksatz als fortlaufender Text ohne Hervorhebungen eine gezielte Suche erschwert. Am Ende des Buches stehen ein Register mit Querverweisen auf Bibelstellen, Schlagworte und Personen sowie Angaben zu den Autorinnen.

Für die Arbeit mit dem Wörterbuch (im wissenschaftlichen Kontext) und für die Verbreitung seines Inhaltes über die Wissenschaft hinaus, wäre die Möglichkeit, das Buch auf CD zu erhalten, wünschenswert gewesen.

Abschließend möchte ich zusammenfassen: Das Wörterbuch der Feministischen Theologie erfüllt nicht nur inhaltlich, sondern auch vom Umfang der einzelnen Artikel mit einer Länge von zwei bis zehn Seiten die Funktion eines Wörterbuches. Darüber hinaus kann es als ein Handbuch Feministischer Theologie gewertet werden und stellt m.E. im deutschsprachigen Raum ein Standardwerk dar. Der profunde Überblick über die Ansätze, Themengebiete

und Forschungslage Feministischer Theologie ist für die wissenschaftliche Theologie und für andere Geistes- und Humanwissenschaften, insbesondere für Gender Studies ein Gewinn. Zielgruppe des Buches sind nicht nur Wissenschaftler/innen, sondern auch Hauptamtliche in den verschiedenen Arbeitsfeldern der Kirchen.

Anmerkungen

- 1 Vorwort der ersten Auflage.
- 2 Vorwort, S. IX.
- 3 Vorwort, S. IX.

Ruth Brand

Verquickungen – Autobiographische Implikationen eines Forscherinnenlebens

Gerda Lerner: *Why History Matters*, Königstein/Taunus 2002 (Ulrike Helmer Verlag, 332 S., 22,90 €).

Nachdem Gerda Lerner in ihrem ersten Essayband *The Majority finds Its Past: Placing Women in History* ihre Entwicklung als Feministin und Historikerin von 1960 bis 1979 beschrieben hat, enthält der nun in deutscher Übersetzung vorliegende zweite Sammelband Arbeiten aus den Jahren 1980 bis 1996. Darin verfolgt die Forscherin eine Spur in der Erweiterung ihres Bewusstseins: Das Ineinandergreifen ihrer eigenen Lebenserfahrung als aus Österreich vertriebene Jüdin und ihrer Arbeit als Wissenschaftlerin, die sich mit der Problematik von Rasse, Klasse und Geschlecht auseinandersetzt.

Im ersten Teil – „Geschichte als Erinnerung“ – behandelt sie die Entwicklung ihrer Identität als jüdische Frau:

Bereits in früher Jugend war Gerda Lerner das Leiden an ihrer Rolle als jüdische Frau in der Gemeinschaft – ohne Zugang zu *Talmud*, *Mischna* und *Midrasch*, den Quellen jüdischer Gelehrsamkeit – viel näher als die Situation der Jüdischen Gemeinschaft:

„Mir blieb nur die doktrinaire Belehrung über geschlechtsspezifische Einschränkungen und die durchgängige Erfahrung eines großen Schweigens – die

Verleugnung der Vergangenheit, die unterdrückten Stimmen, das Fehlen von Heldinnen. So wuchs mein historisches Bewusstsein mit dem Bewusstsein für die unterschiedliche Situation der Geschlechter.“ (S. 31)

Warum erforschte sie über dreißig Jahre lang die Geschichte der weißen und schwarzen amerikanischen Frauen, ohne daran zu denken, die Geschichte der jüdischen Frauen zum Thema ihrer wissenschaftlichen Arbeit zu machen?

Lerner sieht die Rassenfrage als das fundamentale Problem Amerikas. Die relative Freiheit der JüdInnen dank der Verfassung der Vereinigten Staaten beruhe auf der Existenz rassistisch definierter Minderheiten, die mehr als andere Minderheiten das Objekt von Diskriminierung, Hass und Schuldzuweisungen seien. JüdInnen hätten als Weiße die gleichen Privilegien und Vorteile auf dem rassistisch segmentierten Arbeitsmarkt genossen wie die nichtjüdischen Weißen. So war es für Lerner nur folgerichtig, die Rassenproblematik in der amerikanischen Geschichte zu thematisieren und wegen ihres Interesses an den Lebensbedingungen der Frauen ihren Blick auf die Geschichte der schwarzen Frauen zu richten.

„Auf den Spuren der Katharer“ ist ein persönlicher autobiographischer Essay, in dem sie ihre Reaktionen auf ihren ersten Besuch in Deutschland nach dem Krieg beschreibt.

Die Probleme, die mit dem Verlust der Muttersprache verbunden sind, beschreibt Lerner in dem Essay „Ein Leben in Übersetzung“. Geschildert wird die Entfremdung von den eigenen Wurzeln, die schwierige Beziehung zur Schwester, mit der kein Gespräch in der verdrängten Sprache Deutsch mehr möglich ist, das lange Ringen mit dem Ziel, eine amerikanische Schriftstellerin zu werden.

„Wenn man in Übersetzung lebt, wird man zum Trickspieler, überschlau und allzu sehr mit den technischen Fertigkeiten befasst. Ich beneide alle, die im Vollbesitz ihrer Muttersprache leben können, denen die Unmittelbarkeit, durch die das Schöpferische seine Form findet, nicht genommen worden ist.“ (S. 84)

Natürlich nimmt die Frage der Bedeutung von Geschichte, wie der Titel schon verheißt, eine wichtige Stellung ein:

„Die Geschichte ist das Archiv der menschlichen Erfahrungen, Erlebnisse und des Denkens früherer Generationen: Sie ist unser kollektives Gedächtnis. Das Einzige, was man von der Geschichte lernen kann, ist, dass Aktionen Konsequenzen haben und dass gewisse Handlungen und Entscheidungen, einmal getroffen, nicht wieder zurückzunehmen sind.“ (S. 88)

Persönliches Gedächtnis und Geschichte als Gesamteinheit haben aus Sicht Lernalers eines gemeinsam: Man kann vergessen und sich Gedächtnisse auswählen, man erinnert sich an das, woran man sich erinnern will und lässt das Übrige aus. Das ‚große Vergessen‘ hat dabei besondere Bedeutung für Frauen, die immer mehr als die Hälfte der gesellschaftlichen Arbeiten und Pflichten erfüllt haben und dennoch in der aufgezeichneten Geschichte als Randständige erscheinen, die zur Entwicklung der Menschheit lediglich marginale Beiträge geleistet haben.

Doch sind Frauen nicht die einzige Gruppe, die durch die Geschichtsschreibung ‚vergessen‘ wurde: Führende Eliten in allen Ländern haben immer die Menschen der Unterschichten, sowohl SklavInnen als auch ProletarierInnen und Kolonialvölker, selektiv vergessen und in ihrer Geschichtsschreibung nur am Rande erwähnt. Frauen sind die Gruppe, die geschichtlich gesehen am längsten in der untergeordneten, zweitrangigen Situation geblieben ist und die länger als je eine andere Gruppe brauchte, bis sie eine Emanzipationsbewegung zustande brachte. Hier sieht Lerner die zentrale Bedeutung der feministischen Geschichtsschreibung: In der Suche nach einem holistischen Weltbild, das die Unterschiede zwischen Menschen anerkennt und respektiert und dennoch die Gemeinsamkeit des menschlichen Strebens in all seiner Vielschichtigkeit wiedergibt.

In den Essays „Die Notwendigkeit von Geschichte“ und „Warum Geschichte uns angeht“ wird die Frage der Notwendigkeit von Geschichte noch tiefergehend beleuchtet. ‚Geschichte Machen‘ ist intellektuelle Notwendigkeit, sie dient als Quelle persönlicher Identität, kollektiver Unsterblichkeit, kultureller Tradition und Erklärung. Somit ist Frauengeschichte ein Instrument, das es den Frauen erlaubt, die Vergangenheit ganz und unvoreingenommen durch den männlichen Blickwinkel wahrzunehmen. Indem Historikerinnen die Belege für die Aktivitäten der Frauen in den Blick rücken und die Voreingenommenheit bei der Interpretation der Vergangenheit korrigieren, die den Mann zum Maß alles Wichtigen machte, legen sie das Fundament für eine neue Synthese.

Teil II trägt den Titel: „Geschichte – Theorie und Praxis“. Darin widmet sich Lerner der Geschichte des gewaltfreien Widerstandes, der Betrachtung und Hinterfragung amerikanischer Grundwerte sowie einer transkulturellen, weltweiten und auf die Zukunft bezogenen Betrachtung der Geschichte der Frauen.

„Gewaltfreier Widerstand: Die Geschichte einer Idee“ befasst sich mit der Geschichte des gewaltfreien Widerstandes und ist ein Ergebnis von Lernalers Forschungsarbeit über die Sklavenbefreiung und die Frauenbewegung des frühen 19. Jahrhunderts in den USA. Der Essay liefert ein Beispiel und einen

Beleg dafür, wie Initiativen von Frauen in der Geschichte totgeschwiegen wurden und ihre Ideen anderen zugeschlagen: So wurzelt der gewaltfreie Widerstand in der amerikanischen Antisklavereibewegung und wurde von ihren weiblichen Mitgliedern erfolgreich angewandt. Als er einhundert Jahre später jedoch wieder durch die Bürgerrechtsbewegung in den USA praktiziert wurde, führte man ihn auf Gandhi und Tolstoi zurück.

Weiterer Schwerpunkt dieses zweiten Teiles sind zwei langzeitgeschichtliche Aufsätze, in denen Lerner auf die Situation von Frauen transkulturell, weltweit und auf die Zukunft bezogen nachdenkt. Aufgeschlüsselt werden die Entwicklungen von Lebenserwartung, Bildungschancen, Normalbiographien und Einkommen von schwarzen und weißen Frauen verschiedener Gesellschaften im Laufe des vergangenen Jahrhunderts. In „Blick auf das Jahr 2000“ identifiziert Lerner ‚Machos in Machtstellungen‘ als größte Gefahr für das Überleben der Menschheit, da sie die Verantwortlichen für die drohende ökologische und militärische Menschheitskatastrophe seien und sich auf nichts verstünden als die kurzfristige Maximierung ihrer Vorteile.

In Teil III – „Geschichte neu betrachten“ – will Lerner

„über die Erkenntnis hinausweisen, dass ‚Unterschiede‘ zwischen Menschen – nach Rasse, Klasse, Geschlecht, Ethnizität oder anderen Gesichtspunkten – konstruierte Kategorien sind, und zugleich den additiven Ansatz überwinden, mit dem diese Unterschiede gemeinhin diskutiert werden.“ (S. 19)

Im für mich zentralen Essay des Bandes „Das Paradigma überdenken: I. Klasse, II. Rasse“ analysiert Lerner zunächst Entstehung und Fortbestand des Patriarchats als Organisation der Gesellschaft, in der die Verteilung von materiellen Ressourcen, Eigentum, Status und Privilegien je nach der kulturell definierten Geschlechtsrolle der Menschen erfolge. Dabei kontrollieren einige wenige Männer das Eigentum und herrschen über andere Männer und die meisten Frauen. Wichtigste Voraussetzung des Patriarchats ist das Recht der Männer, die Gebärfähigkeit der Frauen zu kontrollieren. Das Patriarchat als Herrschaftssystem beruht auf der Erfindung, dass sich beliebige Unterschiede zwischen Menschen nutzen lassen, um Kategorien zu konstruieren, mit denen die ungleiche Verteilung von Ressourcen und die Macht kleiner Eliten über große und vielfältig gegliederte Massen von Menschen gerechtfertigt, erklärt und für die Ausgebeuteten hinnehmbar gemacht werden. Somit kann ‚Differenz‘ – die willkürliche Erklärung von Menschen mit Unterschieden zu ‚Anderen‘ – dazu dienen, Macht entstehen zu lassen und aufrechtzuerhalten.

Interessanterweise findet eine Infragestellung der Kategorie ‚Frau‘ im postmodernen Sinne bei Lerner nicht statt. Zwar identifiziert sie die Zuschreibungen bestimmter Eigenschaften auf Menschen mit Unterschieden als will-

kürlich, nicht aber die Unterschiede an sich. Somit ist sie Vertreterin der von postmodernen Denkerinnen negierten Trennung von *sex* und *gender*.

Lerner löst jedoch das Grundschema ‚Geschlecht – Rasse – Ethnizität – Klasse‘ auf und sucht nach einer ganzheitlichen Neudefinition der verschiedenen Aspekte. Bei der Betrachtung des Verhältnisses der Geschlechter zueinander entfernt sie sich von den traditionellen Klassenbegriffen bei Marx – als Beziehung von Menschen zu Produktionsmitteln – und Weber und definiert Klasse wie auch Rasse als einen langwierigen Prozess, in dem hierarchische und ausbeuterische Beziehungen in einem patriarchalen System entstehen und aufrechterhalten werden. Dabei habe Klasse für Frauen und Männer historisch stets etwas Unterschiedliches bedeutet. Mit ihrer hellsichtigen Integration der Kategorie Geschlecht in die Kategorien Klasse und Rasse sowie die Analyse der Beziehung, in der alle drei zueinander stehen, gelingt Lerner auf überzeugende Weise die Erarbeitung eines theoretischen Modells, das sich nicht nur drauf beschränkt, Klassiker des politischen Denkens auf ihre Tauglichkeit für die feministische Analyse zu untersuchen und dann zu verwerfen, wie mir dies in der feministischen Forschung häufig der Fall zu sein scheint. Stattdessen liefert Lerner den Entwurf eines zusammenhängenden theoretischen Ansatzes, der die Kategorie ‚Geschlecht‘ auf nachvollziehbare Weise als Aspekt desselben Unterdrückungssystems entlarvt, dem auch ‚Klasse‘ und ‚Rasse‘ angehören. Untermauert wird die Tragfähigkeit der Thesen durch ihre ausführliche Ableitung aus der Geschichte des Vorderen Orients und des mittelalterlichen Europas.

Darauf aufbauend kommt Lerner für die praktische Politik zu dem Schluss, dass es nicht darum gehen kann, sich in langwierige und fruchtlose Auseinandersetzungen über die Priorität einzelner Formen von Diskriminierung zu verstricken. Stattdessen müsse die gemeinsame Situation aller dieser Gruppen wahrgenommen werden.

Die Essays sind sehr gut lesbar, denn die autobiographischen Teile des Bandes sind in eher erzählerischem Stil verfasst. So bieten sie auch EinsteigerInnen, die sich mit dem Gesamtwerk Gerda Lerner noch nicht auseinandergesetzt haben, einen umfassenden Einblick in die Facetten ihres Denkens und Forschens. Die Verquickung von Autobiographie mit den daraus erwachsenen Forschungsinteressen ermöglicht einen gut nachvollziehbaren Einblick nicht nur in ihre Interessen als Forscherin, sondern auch in deren Fortentwicklung und Wandel.

Antonia Napp

Szenen eines Experiments

Härtel, Insa/Schade, Sigrid (Hrsg.): *Körper und Repräsentation*. Opladen 2002 (Leske + Budrich, 250 S., ca. 22,50 €).

Der Sammelband, der im Rahmen der Publikationen der Internationalen Frauenuniversität Hannover 2000 (*ifu*) erschienen ist, fasst die Vorträge und Ergebnisse der zweiwöchigen Studienphase zusammen, mit der sich das Zentrum für feministische Studien der Universität Bremen an der *ifu* beteiligt hatte. Dies allein unterscheidet den Band von zahlreichen anderen Publikationen zum Modethema ‚Körper und Repräsentation‘: Kein geschlossenes theoretisches Konzept durchzieht das Buch, weder ‚Körper‘ noch ‚Repräsentation‘ sind eindeutig definiert, sondern die Begriffe werden in jedem Beitrag neu ausgelotet und eingesetzt. Diese Heterogenität ist zunächst durch die Autorinnen begründet, die den verschiedensten Kulturkreisen – von Nigeria über Europa und den Iran bis Indien – entstammen. Die einzelnen Artikel behandeln Fallbeispiele und Themen aus unterschiedlichsten akademischen Disziplinen und gehen – z.B. in den Texten von Künstlerinnen – auch über den akademischen Rahmen hinaus. Mehr noch als dieses internationale und interdisziplinäre Moment prägen den Band aber die Reaktionen und Ergebnisse aus Diskussionen mit *ifu*-Teilnehmerinnen, die in unterschiedlichem Maße in die Beiträge eingegangen sind. Es sind vielleicht gerade die Texte am interessantesten, in denen sich die Theorien der direkten Auseinandersetzung mit disparaten Erfahrungen und Wissen stellen. Wie aus dem Vorwort hervorgeht, war das *ifu*-Auditorium keines, das eine theoretische Annahme einfach hinnahm, wenn sie mit großen Namen der Postmoderne legitimiert wurde.

Der Band ist in vier große Kapitel gegliedert: „Sexualität und Gestaltungspotentiale“, „Körpersprache – Körperzeichen“, „Der Körper und die (Neuen) Medien“ sowie „Nation und Körper“. Im Folgenden sollen sie cursorisch vorgestellt und kommentiert werden. Hervorzuheben sind besonders das Vorwort und die einleitenden Texte zu jedem Kapitel von Insa Härtel und Sigrid Schade. Sie stellen kenntnisreich die sehr komplexen Themenkreise vor, benennen die Problempunkte und schaffen es auf diese Weise, Kontinuität herzustellen, ohne die einzelnen divergenten Beiträge in ein Raster zu zwingen.

Im ersten Kapitel „Sexualität und Gestaltungspotentiale“ begibt sich Ifi Amadiume in das komplexe Feld, in dem traditionelle Matriarchinnensysteme in afrikanischen Gesellschaften und westlich geprägte Vorstellungen von individueller Handlungsfähigkeit aufeinander prallen. In diesem postkolonialistischen Kontext problematisiert sie den (westlichen) feministischen Blick,

der individuelle Freiheiten der strengen Einbindung in traditionelle Riten und Hierarchien vorzuziehen scheint. Amadiume plädiert für ein genaues Abwägen und hebt den relativen Schutz und die relative Macht – sie nennt das „matriarchalen Schutzschirm“ – hervor, die die traditionellen Gesellschaften trotz aller Restriktionen für junge Mädchen bieten.

Sabine Fuchs widmet sich totalisierenden Tendenzen innerhalb des queeren Diskurses, in dem allein das Gebot der Sichtbarkeit gelte: Nur was *sichtbar* ist, ist *erkennbar* (als Differenz), *existiert* (d.h. hat politisches Gewicht). Eine Figur wie die lesbische Femme, die sich äußerlich nicht von Heteras unterscheidet, werde in einer solchen Argumentation zum blinden Fleck ohne Existenzberechtigung. Fuchs' Beitrag ist wesentlich, weil er den Blick für totalisierende Momente innerhalb eines Diskurses schult, der sich seinerseits mit einer Totalitarismuskritik am herrschenden Diskurs legitimiert. Anders ausgedrückt: Das Gebot der *political correctness* erlaubte es bis jetzt nicht, queere Strategien zu hinterfragen. Umso wichtiger – vor allem für *queer studies* selbst – , dass dies hier geschieht.

Inwieweit (imaginierte) Körper konkreten Einfluss auf Machtverhältnisse haben, diesem Fragenkomplex geht das zweite große Kapitel des Buches, „Körpersprache-Körperzeichen“, nach. Sabine Broeck wirft in einem sehr scharfen Tonfall dem weißen Feminismus vor, eigentlich nur an der Logik weißer Subjekte (und damit an der Macht) teilhaben zu wollen. Auch jüngste Annäherungen im Rahmen der postkolonialen Studien verwirft sie als Scheinstrategien, unter deren Deckmantel nur Altes fortgesetzt würde.

Und in der Tat: Falls sich die Auseinandersetzung mit der eigenen Position der „Weißheit“ (Broeck) in apologetischen Formelversen zu Beginn eines jeden Textes erschöpft – ein Phänomen, das man immer häufiger und auch in diesem Buch antrifft – dann ist damit nichts gewonnen. Aber es stellt sich den LeserInnen doch die Frage, ob dies möglich ist; kann der akademische Diskurs – den auch Broeck nicht verlässt – überhaupt jemals zum Feld dieser Auseinandersetzung, dieser Begegnung werden, so tief, wie die akademische Tradition in den abendländischen Strukturen des Denkens verwurzelt ist?

Im Gegensatz zu Broecks im Allgemeinen verhafteter Anklage liest Casado-Aparicio konkrete Texte von Feministinnen ganz unterschiedlicher Prägung und analysiert die Metaphernwelt des Feminismus an drei Beispielen. Sie zeigt, dass mit den Metaphern bewusst oder unbewusst immer auf zwei Ebenen Entscheidungen gefällt werden: auf einer ontologischen und einer politischen, die beide nicht voneinander zu trennen sind. Der Blick, der hier geschult wird, kann – wie die Schilderung des zugehörigen Workshops zeigt – sofort für das eigene akademische Arbeiten eingesetzt werden.

Im Kapitel „Körper und die Neuen Medien“ zeichnen u.a. die Künstlerinnen Klonaris und Thomadaki in ihrem Beitrag ihren künstlerischen Weg nach, beginnend mit dem *cinéma corporel* (70er/80er Jahre) bis zu *Sublime Disasters* (2000). Eine wichtige Rolle spielt in ihren Arbeiten die bewusste Auseinandersetzung mit theoretischen Positionen zum Begriff ‚Körper‘. Dabei machen die Künstlerinnen das Paradoxon des Medienverständnisses – Medien als Gegensatz und/oder als Produzenten von Körpern – zum Angelpunkt ihrer Werke: Sie schaffen Arbeiten, in denen Körpergrenzen in phantastischer Weise überschritten werden; es handelt sich dabei jedoch nicht um reine „Bild“-Phänomene, sondern hinter ihren Bildern stehen immer reale Körper (festgehalten auf medizinwissenschaftlichen Fotografien).

Hannelore Schwedes analysiert die Inszenierung der Geschlechter anhand von Kinderfotografien, wobei sie die Konstruktion von Geschlechtsidentitäten schon im frühen Kindesalter und in der Familie im Grunde als wichtigstes Ziel der Sozialisation sieht. Sowohl die Analyse der geschlechterdifferenten Körpersprache, die Kindern aneignet wird (z.B. mittels der mimetischen Vorlage der Puppe), als auch das theoretische Konzept des Fotos (= des Bildes), das Schwedes benutzt, sind aufschlussreich. Nicht nur wird gezeigt, wie schon Kinder die ‚Gender-Performance‘ annehmen, sondern auch, in welchem Maße Bilder – als Garanten für einen bestimmten Zustand und deshalb gleichzeitig Mittel, diesen zu erreichen – an der Konstruktion der Geschlechter auf ganz allgemeiner Ebene (jede Familie besitzt ein Fotoalbum) mitwirken.

Die letzte Sektion des Buches, „Körper und Nation“, begibt sich wieder auf das Feld, auf dem die *ifu* – laut Vorwort – am heftigsten kämpfte: Es geht um die Verschränkung des Politischen mit dem (weiblichen) Körper. Sumathi Ramaswamy analysiert im ersten Beitrag, welche wichtige Rolle Metaphern vom weiblichen Körper in den Diskursen um eine tamilische Nation gespielt haben. Sie nennt das Auftauchen des Körpers in nationalen Diskursen die „somatische Formation“ der Nation. Dabei hat diese Formation zwei Seiten: Es sind einerseits die Körper der (männlichen) Bürger, über die die Nation verfügt und die sie manipuliert (für Kämpfe etc.) Auf der anderen Seite steht die Repräsentation des Körpers der Nation; die Nation nimmt zur Mobilisierung der Bürgerkörper selbst einen Körper an, und dieser ist weiblich. Dieser Formation geht Ramaswamy in politischen und literarischen Texten tamilischer und indischer Intellektueller nach. Wichtig ist ihre Feststellung, welche Rolle gebildete Frauen in diesen „somatischen Technologien“ spielten: Ähnlich wie in Westeuropa unterstützten und befürworteten sie diesen Maternalismus, d.h. die Überhöhung der Mutterrolle in Form des mütterlichen Körpers der Nation.

Auch Silke Wenk geht der Repräsentation des Politischen nach. Am Beispiel der „First Ladies Hall“ in Washington zeigt sie, wie über Weiblichkeit Tradition symbolisiert wird, und zwar insbesondere über den Fetisch der Kleidung. Im

Folgenden entwickelt Wenk die überzeugende These, dass die Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit und die Fetischisierung schon immer (d.h. seit Beginn der Geschichte der Nationen) die Modi waren, mittels derer Kontinuität geschaffen, d.h. Raum und Zeit festgehalten wurden. Damit sind sie, so Wenk, die Basis für die Entstehung und das Bestehen eines Nationalstaates.

Insgesamt ist der Sammelband interessant und ansprechend sowohl für LeserInnen, die sich schon intensiv mit *Gender Studies* beschäftigt haben, wie auch als Einstieg. Die Beiträge haben, entsprechend ihrer Form als Problemskizzen, Zusammenfassungen von Lebenswerken, Workshopberichte und ausgefeilte Analysen, ein ganz unterschiedliches Niveau und unterschiedliche Ziele. Das mag durchschnittliche akademische LeserInnen irritieren, aber hier durchzieht die immer geforderte, dringend notwendige Auseinandersetzung zwischen ‚Zentrum‘ und ‚Peripherie‘, ‚Schwarz‘ und ‚Weiß‘ etc. jeden Text auf eigene und sehr produktive Weise.

Dorit Heinsohn

Kritik der feministischen Technikkritik oder: Postmoderne meets feministische Kapitalismuskritik*

Angelika Saube: *Verlebensdingung der Technik. Perspektiven im feministischen Technikdiskurs*, Bielefeld 2002 (Kleine Verlag, 358 S., 24,50 €).

Der Titel *Verlebensdingung der Technik* ist der erste von mehreren Denkanstößen, die das Buch von Angelika Saube gibt und die mit Denkgewohnheiten brechen. Im Kontext feministischer Technikkritik ist die Umkehrung ‚Technisierung des Lebens‘ geläufiger. Auf dem Cover-Foto sind dann auch beide Perspektiven auf das Verhältnis von Technik und Leben repräsentiert: Ein verdrahteter, mit Sensoren ausgestatteter männlicher Körper, interagiert mit einem Roboter, dessen Kopf, Arme und Hals wir sehen. In Titel und Cover-Foto werden der Gegenstand und die zentrale These von Saupes Arbeit transportiert.

Das Buch ist eine systematische, erkenntnis- und gesellschaftstheoretische Auseinandersetzung mit ausgewählten Teilen des feministischen Technikdiskurses. Saube diskutiert den ökofeministischen Diskurs um Naturzerstörung der 80er Jahre, die feministische Gestaltungsdebatte innerhalb der Informatik der 90er Jahre und die feministischen Kritiken der Gen- und Reproduktionstechnologien. Sie fokussiert dabei die Gegenüberstellung von Technik versus Leben in allen drei Diskursen. Ihre These ist, dass die Dichotomisierung von Technik versus Leben und die Betonung der Seite des ‚Lebens‘ einen erkennt-

nis- und gesellschaftstheoretischen Reduktionismus der feministischen Technikkritik darstellt.

Dieses Buch ist schon deshalb ein wichtiger Beitrag zur feministischen Technik- und Naturwissenschaftskritik, weil die Autorin mit ihrem werttheoretischen Ansatz die ökonomischen Grundlagen der Naturwissenschafts- und Technikentwicklung erfasst. Feministische kapitalismuskritische Arbeiten sind in diesem Forschungsfeld international zu schwach vertreten. Mit Saupes Buch wird ein vermeintlich überholter Ansatz weiter in den Diskurs eingebracht und an feministischer Kapitalismuskritik festgehalten. Besonders spannend ist, dass Saupé diese Theorieperspektive mittels eines anspruchsvollen Theoriedialogs zwischen postmoderner Theorie und Werttheorie weiter entwickelt. Sie bezieht sich dabei auf die Arbeiten Donna Haraways auf der einen und die Arbeiten Elvira Scheichs und Ulrich Eisels auf der anderen Seite.

Durch die systematische Zusammenschau und Diskussion getrennt geführter Debatten in der feministischen Technikkritik werden Divergenzen z.B. zwischen der Gestaltungsdebatte in der Informatik und der Kritik an Gen- und Reproduktionstechnologien deutlich. In der Gestaltungsdebatte in der Informatik werden die positiven Potentiale betont und für eine Einmischung und Mitgestaltung der Informations- und Kommunikationstechnologien von und für Frauen plädiert. Dem steht der feministische Standpunkt einer prinzipiellen Ablehnung von Gen- und Reproduktionstechnologien gegenüber. Saupé kritisiert diese Divergenz und gibt zu bedenken, dass nicht nur von den Gen- und Reproduktionstechnologien, sondern auch von den Informations- und Kommunikationstechnologien Gefahren ausgehen.

Nach meiner Einschätzung hängt diese Divergenz auch damit zusammen, dass die Akteurinnen der beiden feministischen Diskurse, die Saupé diskutiert, jeweils von sehr unterschiedlichen institutionellen Orten aus sprechen. Die Vertreterinnen der Gestaltungsdebatte sprechen aus der Informatik heraus, d.h. sie sind in den wissenschaftlichen Informatikdiskurs integriert (auch wenn dies nicht immer bedeutet, dass sie nicht trotzdem marginalisiert sein können). In Bezug auf den gen- und reproduktionstechnologischen Diskurs gibt es ein stärker differenziertes ‚Innen‘ und ‚Außen‘: Die feministischen Kritikerinnen sind keine Biologieprofessorinnen, die ihre Kritik von ‚innen‘ heraus einbringen könnten. Die Biologie scheint hier anders als die sehr junge Disziplin der Informatik ihre Grenzen stärker zu hüten und für feministische Biologinnen weniger Handlungsspielraum und Definitionsmacht zu bieten.

Allerdings ist die Haltung gegenüber Gen- und Reproduktionstechnologien nicht ganz so eindeutig, wie Saupé es in dem Buch darstellt, denn auf den Kongressen von Frauen in Naturwissenschaften und Technik, die seit 1977 jährlich autonom organisiert werden, gab in den 80er Jahren durchaus kontroverse Dis-

kussionen, in denen sich auch Biologinnen und Agrarwissenschaftlerinnen zu Wort meldeten, die einer prinzipiellen Kritik an Gen- und Reproduktionstechnologien nicht zustimmten und nach einer konstruktiven Perspektive suchten.

An der feministischen Gestaltungsdebatte in der Informatik kritisiert Saupé, dass für die Integration des Lebendigen in die Technik plädiert und in diesem Zusammenhang Weiblichkeit mit dem Lebendigen identifiziert werde. Der Effekt dieser Diskursdynamik sei eine Essentialisierung von Weiblichkeit. Diese Einschätzung und Kritik teile ich nicht. Ich sehe in den Argumenten, die in der feministischen Technikgestaltungsdebatte innerhalb der Informatik entwickelt wurden, vielmehr den Impetus eines „technologischen Empowerments“ und ein Plädoyer für die Partizipation von Frauen an der Technologieentwicklung. Das Feministische dieser Perspektive besteht darüber hinaus in der Entmystifizierung der Technik und in ihrer Entgeschlechtlichung als männlich. Die Analyse Saupes, dass diese Debatte durch die Dichotomie Technik versus Leben strukturiert sei, trifft die Sache nicht im Kern, da es nach meiner Interpretation mehr um eine Vermittlung zwischen Technik und Sozialem geht als zwischen Technik und Leben. Die Charakterisierung Technik versus Leben trifft auf andere Forschungsbereiche der Informatik wie *artificial intelligence*, *artificial life*, Robotik besser zu. Dort wird der Anspruch erhoben Leben in die Technik zu integrieren, jedoch mit kritikwürdigen Konzepten von Leben und Technik. Die feministische Gestaltungsdebatte wird jedoch in Forschungsbereichen der angewandten Informatik wie z.B. Softwaretechnik, Softwareergonomie und Systementwicklung ausgetragen und es geht dabei weniger um die Integration von Leben als Weiblichem in die Technik als um eine Kritik am technologischen Determinismus und die Einbeziehung von sozialen Anforderungen in die Technikentwicklung. Darüber hinaus wird die Gestaltungsdebatte nicht nur von feministischer Seite geführt, sondern existiert schon seit den 1950er Jahren. Dies manifestiert sich institutionell in universitären Instituten an Informatik-fachbereichen wie *„Angewandte und Sozialorientierte Informatik“*.

Für die weitere Diskussion und theoretische Reflexion der Gestaltungsdebatte mit den kritischen Beobachtungen Saupes halte ich es für produktiv, nicht allein die Veröffentlichungen der AkteurInnen der Gestaltungsdebatte als Diskussionsgrundlage zu verwenden, sondern gerade auch die technischen Artefakte sowie ihre soziale Einbettung, die von feministischen Informatikerinnen entwickelt wurden, in die Diskussion einzubeziehen. Im Fall von Heidi Schelhowe, deren Veröffentlichungen die Autorin am ausführlichsten diskutiert, wäre es denkbar, die soziale Einbindung und Architektur des *vifu*-Servers (www.vifu.de), den sie gemeinsam mit Barbara Schelkle u.a. für die *Internationale Frauenuniversität. Technik und Kultur* im Jahre 2000 entwickelte, zu analysieren und diskutieren.

Das Buch Saupes zeigt, dass es schwierig ist, den Diskurs der feministischen Technikkritik von dem der feministischen Naturwissenschaftskritik zu trennen. Aus forschungspragmatischer Sicht kann ich die Entscheidung Saupes, sich auf die Erstgenannte zu beschränken, sehr gut nachvollziehen. Jedoch zeigt sich im Laufe ihrer Darstellung, dass die Überschneidungen und Verschränkungen beider Diskurse doch überwiegen. Auf die Gestaltungsdebatte in der Informatik trifft dies zwar nicht zu, aber dafür umso mehr für die Arbeiten Elvira Scheichs, Donna Haraways und Maria Osietzkis, die Sauppe ausführlich diskutiert. Der Begriff *technoscience*, mit dem Haraway arbeitet, hebt gerade die Verflechtungen von Naturwissenschaften und Technik hervor und forscht damit an den Übergängen und Zusammenhängen wie auch Osietzki mit ihren naturwissenschafts- und technikhistorischen Arbeiten zu den Hauptsätzen der Thermodynamik und der Energietechnik. Dieser Einwand ist ein Argument für die Relevanz der Arbeit Saupes nicht nur für die Reflexion der feministischen Technikkritik sondern auch für die feministische Naturwissenschaftskritik.

Hervorragend an Saupes Systematisierung der feministischen Technikkritik ist, dass sie den Themen Auto-Erotik, Sexualität und männliche Schöpfungsphantasmen im naturwissenschaftlich-technischen Erkenntnisprozess ein eigenes Kapitel widmet. Bei einer Auseinandersetzung mit ‚Technik und Geschlecht‘ darf dieser psychodynamische Aspekt tatsächlich nicht fehlen. In diesem Zusammenhang teile ich Saupes Skepsis gegenüber feministischen Ansätzen, die z.B. durch das Postulat eines überzeitlichen männlichen Gebärneids Gefahr laufen, einen Geschlechterdualismus zu reproduzieren und die feministische Kritik an der psychoanalytischen Theorie des Penisneids ausblenden.

Ich wünsche dem Buch eine lebendige Rezeption und erhoffe mir daraus wichtige Impulse für die erkenntnis- und gesellschaftstheoretische Reflexion der feministischen Naturwissenschafts- und Technikkritik. Ich empfehle *Verlebendigung der Technik* darüber hinaus wärmstens für die Hochschullehre in den interdisziplinären *Gender Studies*.

* Ich danke Corinna Bath für ihre konstruktive Kritik an der ersten Fassung dieses Textes.

Rezensionen zum Thema ,Beziehungen‘

Stefan Börnchen

Kein schwuler Widerstand. Zur Darstellung von Homosexualität in der deutschen Nachkriegsliteratur

Gary Schmidt: *Koeppen – Andersch – Böll. Homosexualität und Faschismus in der deutschen Nachkriegsliteratur*, Hamburg 2001 (MännerschwarmSkript Verlag, 168 S., 16,00 €).

In einem FAZ-Interview vom Februar 2000 bezeichnet Elfriede Jelinek Jörg Haider als „Führer eines homoerotischen Männerbundes“, der Grundlage aller faschistischen Bewegungen sei. Dass dieses Klischee der Affinität von männlicher Homosexualität und Faschismus, das „Stereotyp ‚homosexueller Nazi‘“ (S. 16), so langlebig wie wirkmächtig ist, zeigt sich nicht zuletzt in der Ironie, dass es sich sowohl in der Homophobie der Faschismusdeutung von Horkheimers und Adornos *Dialektik der Aufklärung* niedergeschlagen hat als auch in derjenigen Heinrich Himmlers, der die Entstehung subversiver Cliques, eines homosexuellen Staates im Männer-Staat, fürchtete. (S. 43f., S. 85-87)

Es verwundert also nicht, dass in der frühen deutschen Nachkriegsliteratur „der Homosexuelle zumeist kein Gegner des Nazi-Staates, sehr oft dessen engagierter Verteidiger“ (S. 15) ist und „fast nur als Täter“ (S. 21) auftritt. Dieser „öffentlichen Darstellung von Homosexualität in Deutschland im 20. Jahrhundert“ (S. 17) geht Gary Schmidt am Beispiel dreier „einigermaßen repräsentativ[er]“ (S. 15) Autoren nach und kommt dabei zu differenzierten Befunden.

Heinrich Bölls Erzählung *Der Zug war pünktlich* zum Beispiel stilisiert „die heterosexuelle Familie“ zum einzig denkbaren „Hort des Widerstandes gegen den Faschismus“ (S. 32). Der Homosexualität, so suggeriert der Text, fehlen „die zwei zentralen Elemente ‚wahrer menschlicher Liebe‘ [...]: die Verbundenheit zweier Menschen“, da Homosexualität ein Männerbund-, das heißt Gruppenphänomen ist, und die „Gleichheit“ der beiden Liebenden, „da männliche Beziehungen immer mit Machtfragen verknüpft sind“ (S. 32). Männer können ihren „Opfer-Täter-Beziehungen“ nur entkommen, indem sie sich zu den Frauen retten, die einen „anderen, utopischen Ort“ (S. 28) besetzen, an dem heterosexuelle Beziehungen jenseits von – staatlichen – Hierarchien und totalitärer Unterwerfung möglich sind. Aus dieser Logik folgt, so Schmidt, dass Homosexuelle, die sich „verstecken, verstellen oder maskieren“, die „etwas verheimlichen, die ein Doppelleben führen“, automatisch im Faschismusverdacht stehen als „Täter, die entlarvt werden müssen“. (S. 24, 50)

Auch Alfred Anderschs Roman *Die Rote* „bleibt fest in einer Tradition verwurzelt, die sich weigert, Homosexuelle als Opfer oder Gegner des Nationalsozialismus darzustellen.“ (S. 121) Während der homosexuelle Protagonist Patrick allenfalls einen „falschen homosexuellen Widerstand“ leisten kann, kann die heterosexuelle Frau Franziska sich aus der „Komplizenschaft“ der Opfer-Täter-Beziehung befreien, um unabhängig zu handeln. (S. 120f.)

Anders als die Texte von Böll und Andersch stellen die Wolfgang Koeppens „die Verbindung zwischen Homosexualität und Faschismus in Frage.“ (S. 64) Im längsten Kapitel seines Buches zeigt Schmidt am Beispiel von *Tauben im Gras* und *Tod in Rom*, wie Koeppen in der Auseinandersetzung mit Thomas Mann dessen „homosexuellenfeindliche Deutung des Nazi-Staates“ (S. 64) einerseits und Manns Stilisierung der männlichen Homosexualität im *Tod in Venedig* andererseits konfrontiert und so die eine wie die andere stereotype Semantisierung der Homosexualität unterläuft. (S. 77, 88, 91)

Schmidts Buch ist eine gekürzte Dissertation. Das mag eine Inhaltsorientierung mit sich gebracht haben, die manchmal ein wenig an Oldenbourg-Interpretationen erinnert. Ohne großen theoretischen oder „dekonstruktiven“ Aufwand kommt Schmidt zu seinen Ergebnissen. Doch gerade darin liegt seine Überzeugungskraft. Am stärksten ist sie dort, wo Schmidt in der Auseinandersetzung mit der Koeppen-Forschung nachweist (z.B. S. 85, 92), dass „mehrere... schwulenfeindliche... Interpretationen von *Tod in Rom*“ gerade diejenigen Diskurse fortschreiben, die der Roman Koeppens – im Gegensatz zu den Texten von Böll und Andersch – in Frage stellt und bricht.

Bettina Fraisl

(De-)Konstruktionen der ‚Mutter‘

Gudrun Perko (Hrsg.): *Mutterwitz. Das Phänomen Mutter – Eine Gestaltung zwischen Ohnmacht und Allmacht*, 2. Aufl. Wien 2001 (Milena Verlag, 386 S., 21,50 €).

Gerlinde Mauerer: *Medeas Erbe. Kindsmord und Mutterideal. Mit einem Vorwort von Gerburg Treusch-Dieter*, Wien 2002 (Milena Verlag, 274 S., 18,90 €).

Verena Pawlowsky: *Mutter ledig – Vater Staat. Das Gebä- und Findelhaus in Wien 1784-1910*, Innsbruck u.a. 2001 (Studien-Verlag, 340 S., 33,00 €).

Die ‚Mutter‘ erfreut sich in jüngster Zeit wieder zunehmender Beliebtheit. Zahlreiche ihr gewidmete Publikationen zeigen, dass sie nach wie vor ‚unter die Haut‘ geht. Auch bei Milena, Österreichs einzigem Frauenverlag, erschienen vor kurzem zwei Bände zum Thema in der Reihe „Feministische Theorie“: Der von Gudrun Perko herausgegebene Sammelband *Mutterwitz* erlebte nach dreijähriger Existenz eine zweite Auflage; Gerlinde Mauerers Studie zum Phänomen Kindsmord wurde im Frühjahr 2002 erstveröffentlicht. Und im Innsbrucker Studien-Verlag erschien nur einige Monate zuvor Verena Pawlowskys historische Untersuchung über das Wiener Gebä- und Findelhaus, das werdenden Müttern eine anonyme Geburt und Kindesabgabe zusicherte.

Gemeinsam sind diesen drei Büchern die schwerpunktmäßige Analyse von Konstruktionen ‚der Mutter‘ in unterschiedlichen philosophischen, religiösen, kunstwissenschaftlichen sowie soziohistorischen Kontexten und die Beleuchtung daraus resultierender realpolitischer, gesellschaftlicher und individueller Konsequenzen. In *Mutterwitz* bildet dieser Fokus die Klammer der verschiedenen Beiträge; Gerlinde Mauerer betont in *Medeas Erbe* mit Vehemenz die symbolische und imaginäre Wirkungsmacht des kultivierten Mutterbildes im (realen) Leben jeder Frau. Deutlich in den Hintergrund tritt dieser feministische Blickwinkel in Verena Pawlowskys Studie *Mutter ledig – Vater Staat*, welche die genannte konkrete Institution ins Zentrum ihrer Betrachtungen stellt – und mit ihr alle diese Konstituierenden: den Gründer, Verwalter, das Personal, die abgebenden Mütter, die Pflegemütter, die kaum dokumentierten Väter und vor allem die Kinder.

Der Begriff ‚Mutterwitz‘ geht, wie Gudrun Perko in ihrem Vorwort erläutert, auf Kant zurück, der ihn – der ursprünglichen Verwendung von ‚Witz‘ als Synonym für Wissen und Klugheit entsprechend – noch in Verbindung mit der natürlichen Urteilskraft erwähnte. Damit wird ein Spannungsfeld durchaus widersprüchlicher Konnotationen eröffnet, in dem sich sämtliche Beiträge des

Sammelbandes bewegen: die Anlehnung an und Ablehnung von Tradition, die Verbindung von Mutterschaft nicht nur mit Natur, sondern auch mit Verstand bzw. die Entrationalisierung von Mutterschaft seit dem 18. Jahrhundert usw. Nicole Loraux widmet sich dem Platonschen Wort, nach dem „die Frau die Erde nachahme“, eine häufig tradierte Wendung, die solcherart isoliert dazu diene, die Frau in den Bereich der Mimesis zu verbannen, anstatt ihr ursprünglich Schöpferisches zuzugestehen. Rachel Monika Herweg diskutiert in ihrem Beitrag das Stereotyp der übermächtigen jüdischen Mutter und das diesem inhärente ambivalente Wertediktat für jede jüdische Frau. Ingvild Birkhan konzentriert sich auf die Jungfrau und Gottesmutter Maria, mit der innerhalb des christlich-katholischen Imaginären ein heterosexuelles Muster entworfen werde, das allen Frauen Maßstab sein solle. Über den Mutterkult im Nationalsozialismus schreibt Johanna Gehmacher; Iris Bubenik-Bauer erläutert die matriachale Lebensweise der Mosuo in China, die trotz eindeutigen Machtgefälles erstaunlich idyllisch erscheint.

Annahme oder Zurückweisung der von Frauen prinzipiell geforderten ‚Mütterlichkeit‘ verfolgen Sabine Strasser und Eva Schliesselberger im universitären Kontext, indem sie die Ambivalenz von Förderbeziehungen unter wissenschaftlich tätigen Frauen beleuchten; die in der Sozialarbeit geforderte „geistige Mutterschaft“ bildet den Ausgangspunkt von Maria Glasers Text. Auch psychoanalytisch motivierte Beiträge fehlen in diesem Sammelband nicht: Gerburg Treusch-Dieter analysiert die Internalisierung bestimmter Vorstellungen von ‚Mutter‘, für welche die tabuisierte oder ekelbesetzte „Herkunft aus der Mutter“ zentral scheint, während Alice Pechriggl psychoanalytische Theorien im Hinblick auf den frühkindlich als undifferenziert erlebten Verschmelzungszustand mit der (all)mächtigen Mutter durchstreift und dessen Implikationen für das Geschlechterverhältnis reflektiert.

Die vielfältigen Perspektiven, mit denen die Autorinnen sich dem Phänomen ‚Mutter‘ in einer sowohl theoretisch ansprechenden als auch immer wieder sehr persönlichen Weise annähern, machen das Buch zu einer abwechslungsreichen und interessanten Lektüre.

Auf die (De-)Formierung der so genannten ‚bösen Mutter‘ sind die anderen beiden genannten Publikationen gerichtet: Gerlinde Mauerer und Verena Pawlowsky widmen sich in ihren Büchern jenen Müttern, die im Dunstkreis des tradierten, Aufopferungsbereitschaft propagierenden Mutterideals als widernatürlich gelten: den Müttern, die sich von ihren Kindern trennen, indem sie sie abgeben (Pawlowsky) oder töten (Mauerer).

Dass die ‚rächende Frau‘ keinen Platz in der symbolischen Ordnung hat, macht Gerlinde Mauerer an der Rezeption der mythischen Medea deutlich, deren Racheakt an Jason, die Tötung der gemeinsamen Kinder, gerne als

„Wahnsinnstat“ – von geistiger Umnachtung, dämonischer Eingabe und/oder affektiver Überflutung geleitet – in den Bereich des Kranken, des Irrationalen, des Wider- und Übernatürlichen transferiert wird. *Medeas Erbe* wirkt noch heute bis in den alltäglichen Sprachgebrauch fort: Im Griechischen wird nach wie vor jede Frau, die ihre Kinder tötet, als ‚Medea‘ bezeichnet.

In der dem Gesetz des Vaters unterstellten symbolischen Ordnung existiert die Frau/Mutter bekanntlich nur als auf dieses gerichtet; selbst der Geburtsakt wird obsolet angesichts der Konstruktion eines alles Leben spendenden Schöpfergottes und verdrängt durch den Rechtsakt, welcher die patrilineare Erbfolge garantiert. Sowohl öffentlich als auch privat aus der Produktion ausgeschlossen, gerät die Mutter, so Mauerer, in die aussichtslose Lage, ihre ‚Mängel‘ durch die ihr qua natura zugeschriebene unendliche Hingabe, Fürsorge und Leidenschaft kompensieren zu müssen. Sie, die keinerlei Handlungsmacht habe, könne folgerichtig auch nicht töten: Der mütterliche Tötungsakt werde als das „Udenkbare“ schlechthin vorgestellt.

Die Durchsetzung des (unerreichbar) hohen Ideals der ‚Mutterliebe‘ erfolgte dabei durchaus mit rationalem Kalkül: Die kostengünstige mütterliche Reproduktionsarbeit ist von immensem gesellschaftlichen Nutzen, der zwar kaum honoriert, dessen Verlust aber gerne als Sitten- und Werteverfall beklagt und von Schuldzuschreibungen an Frauen begleitet wird. Vor dem Hintergrund nationaler Fortpflanzungspolitik schließlich erscheint die Kindstötung – im Gegensatz zu ihrer früheren Duldung als bevölkerungsregulative Maßnahme – als „Tat einer Frau, die dem Staat die Kinder *nimmt*“, gerichtet also gegen Vater Staat, der aus Herrschaftsinteressen ein Recht auf seine StaatsbürgerInnen ableitet.

Dass prekäre sozioökonomische Verhältnisse und die aufgrund ihrer Privatisierung und Idealisierung (meist) überfordernde Mutterschaft oft Verzweiflung und Depression evozieren statt heiter-besinnliches Mutterglück, bildet selten den Hauptargumentationsstrang in öffentlichen Debatten über Kindstötungen und wird auch in verhältnismäßig geringem Ausmaß durch entsprechende Gesetze oder staatliche Einrichtungen abgefangen. Statt gesellschaftlicher Zusammenhänge interessieren vorrangig die Psychogramme jener Mütter, die keinen anderen Ausweg aus ihren Dilemmata sehen als eben jenen, ihre Kinder zu töten. Die „Unerklärlichkeit“ der Tat wird auch heute noch weitgehend, wie Mauerer anhand von Medienberichten nachweist, mit psychischer Insuffizienz der jeweiligen Frau begründet. Die bedrohliche Einsicht, dass unter entsprechenden Umständen *jede* Frau zur Kindsmörderin werden kann, wird damit abgewehrt.

Die oft bestechend schlüssigen und weitsichtigen Argumentationen Gerlinde Mauerers machen eine der wesentlichen Stärken des Buches aus, dessen Wert auch durch anfänglich gehäufte inhaltliche und stilistische Redundanzen, die den Lesefluss stören, nicht geschmälert wird.

Auf eine staatliche Einrichtung, die – ähnlich wie heute die ‚Babyklappen‘ – mit der Errichtung eines anonymen Geburtsortes und einer anonymen Abgabestelle für Neugeborene auf die Verhinderung von Kindstötungen abzielte, konzentriert sich Verena Pawlowsky. Das von Joseph II. gegründete Gebär- und Findelhaus wurde 1784 in Wien eröffnet und schloss nach 126jährigem Bestehen 1910 seine Pforten. In ihrer detailreichen Studie *Mutter ledig – Vater Staat* widmet sich die Historikerin nicht nur einer genauen Datenerhebung im Hinblick auf das an der Alserstraße gelegene Haus, die dort gebärenden Frauen, die externen Pflegerinnen und das Leben und Sterben der Findelkinder, sondern auch den entsprechenden Diskussionszusammenhängen des 18. und 19. Jahrhunderts.

Über die Väter der Wiener Findelkinder gibt es kaum gesichertes Quellenmaterial. Die Mütter hätten insbesondere ökonomische Faktoren dazu veranlasst, ihre Kinder abzugeben, erläutert Pawlowsky. Darüber hinaus war die Schande einer unehelichen Geburt ein Makel, der durch die Anonymisierung der Geburt und das Findelhauswesen vielfach unsichtbar bleiben konnte.

Auskunft über Stand, Alter, Beruf, Herkunft und Konfession der Mütter geben die Aufnahmeprotokolle des Gebärsaals. Von sozialkritischem Interesse sind u. a. die vier Aufnahmeklassen, über die es verfügte: Drei davon waren so genannte Zahlabteilungen, die für die Abgabe von Taxen absolute Anonymität garantierten. Für die Aufnahme in die Gratisklasse mussten jedoch Armutsnachweise u. ä. erbracht werden, welche die zugesicherte Anonymität teilweise verunmöglichten. Außerdem waren die gratis aufgenommenen Frauen zu Ammen- und Reinigungsdienst verpflichtet und wurden als ‚Anschauungs- und Untersuchungsmaterial‘ für die geburtshilfliche Forschung beansprucht, deren Entwicklung mit der Zurückdrängung von Hebammen einherging. Von medizinischem Nutzen waren auch die Findelkinder, die als ImpfstofflieferantInnen und Testpersonen für Ernährungsexperimente funktionalisiert wurden.

Nicht nur die soziale Schicht, auch die Religionszugehörigkeit der Mütter bedeutete einen krassen Behandlungsunterschied: Bis 1868 mussten alle Kinder, die in einer öffentlichen Anstalt der Habsburgermonarchie erzogen wurden, katholisch getauft werden. Jüdische Frauen wurden bis dahin als einzige explizit von der Möglichkeit, ihre Kinder später zu sich zurückzunehmen, ausgeschlossen, da deren weitere katholische Erziehung nicht gewährleistet sei.

Von den rund 730.130 Kindern, die insgesamt im Wiener Findelhaus aufgenommen wurden, starben etwa 68 % noch vor Ablauf der Pflegezeit, was die zeitgenössische Argumentation für diese Einrichtung deutlich schwächte. Verena Pawlowsky betrachtet die Schließung des Wiener Gebärsaals und Findelhauses als Ausdruck einer Trendwende: Statt der Schamhaftigkeit der Mutter werde nun das Wohl des Kindes zentral gesetzt, wodurch die Mutterliebe zum schützenden- und förderungswürdigen Gut avancierte und eine Trennung von Mutter und Kind, wie sie mit dem Findelhaus tradiert wurde, abzulehnen sei.

Informationsgehalt und Datenmaterial von Pawlowskys Studie sind beachtlich. Am interessantesten ist die Untersuchung allerdings in jenen Abschnitten, in denen die Faktenanhäufung zugunsten von soziokulturellen Erklärungsmustern und Interpretationszusammenhängen sinnvoll reduziert wird.

Bücher wie die hier besprochenen, die sich mit ‚Mutter‘ und ‚Mütterlichkeit‘ aus einer feministisch-dekonstruktivistischen Perspektive auseinandersetzen, stellen nicht zuletzt angesichts aktueller politischer Debatten um Geburtenraten, Kindergeld, Karenzzeiten, aber auch Alterspflege, Pensionssysteme usw. eine große Bereicherung dar. Dies insbesondere deshalb, weil die genauen historischen und philosophischen Untersuchungen auf neuralgische Punkte innerhalb der vielfach verblüffend ähnlich geführten Diskussionen verweisen. Die Kenntnisnahme der Untersuchungsergebnisse machten gesellschaftliche Veränderungsprozesse, die Frauen als handelnde Subjekte jenseits einschlägiger Zuschreibungen einbeziehen, denkbar – womit zumindest eine elementare Voraussetzung für entsprechendes politisches Handeln geschaffen wäre.

Regula Giuliani

Eine unverhofft erwünschte Mutterschaft

Patricia Grossman: Wunschtöchter, Berlin 2001 (Verlag Krug und Schadenberg, aus dem Amerikanischen von Ursula Wulfekamp, 234 S., 19,90 €; englischer Titel: Unexpected Child, Los Angeles 2000).

Meg Krantz ist erfolgreiche Keramikerin, Ende 30 in New York. Sie arbeitet ehrenamtlich bei der Aidshilfe und betreut Patienten im letzten Lebensabschnitt. Die Geschichte spielt 1990 und beginnt mit der Kontaktaufnahme zum kranken Barry Toffler und dessen vierjähriger Tochter Kimble, deren Mutter schon Jahre früher an Aids gestorben ist. Barry Toffler ist nun auch am Sterben, sein letzter Wunsch ist es, dass Meg sich um Kimbles Zukunft kümmert. Die Geschichte erzählt die Adoption der nunmehr elternlosen Kimble durch die lebenslustige, tatkräftige und energische Meg Krantz, die beruflich Fruchtbarkeitsgöttinnen herstellt, welche auf dem Markt einen guten Absatz finden.

Der Roman schildert das Lebensnetz von Meg Krantz im New Yorker Milieu. Dieses Beziehungsnetz wird subtil, vielschichtig und in verschiedenen Facetten nachgezeichnet: Megs berufliche Situation als freischaffende Keramikerin, ihre Beziehung zur eigenen Mutter Charlotte, ihre Gespräche mit der Psychoanalytikerin Libby, ihre anstrengende Arbeit bei der Aidshilfe, ihre lesbische Liebe zu Cami Porter und vor allem: ihre wachsende Beziehung zu Kimble, die vollkommen unerwartet und unverhofft in Megs Leben auftaucht

und dieses nachhaltig verändert. Meg wohnt in einer umgebauten Fabriketage, hat diese nach ihren eigenen Vorstellungen gestaltet, sie steht erfolgreich in ihrem Beruf und eigentlich hat ein Kind keinen Platz in ihrem Leben. Aber als klar ist, dass Barry, Kimbles Vater, bald sterben würde, nimmt Meg die Vierjährige zu sich, zunächst mehr umständehalber, weil die Großmutter auf Reisen ist und weil gerade niemand zu erreichen ist, der für das kleine Mädchen zuständig wäre.

Wunschtöchter ist gut zu lesen, es führt in den ersten drei Kapiteln durch knappe Dialoge mitten in Lebensszenen hinein – wie in einen Raum, in dem die Orientierung zuerst gefunden werden muss. Sehr eindrücklich sind die Beschreibungen der Aidskrankenszene: die Kranken und ihr Umfeld, die Angehörigen, der Umgang mit der Krankheit, die Reaktionen der Öffentlichkeit. Erst die späteren Kapitel sind beschreibender und holen aus, wodurch auch die Vergangenheitsdimension der verschiedenen Personen aufscheint: die Geschichte der eigenen Liebschaften, die vertrackte Beziehung zur eigenen Mutter, die immer wieder auch durch die Psychoanalytikerin kritisch kommentiert wird, Megs Situation auf dem Arbeitsmarkt. Diese Milieuschilderungen sind eingebettet in Alltagsdarstellungen, in Beschreibungen eines normalen Lebens, das so normal gar nicht ist, weil es eine Normalität eigener Art zugänglich macht: die Wirklichkeit einer engagierten, alleinstehenden lesbischen Frau, welche die Tochter eines verstorbenen Aidskranken adoptiert. Aus der Perspektive von Megs Mutter stellt sich das Geschehen zunächst anders dar: Die Mutter wirft Meg einen Helferinnenzwang vor, sie wolle das Kind eines Aidskranken „retten“: „Wir leben hier doch nicht in Bangladesch oder in Biafra.“, sagt sie (S. 73). Meg wird aber durch ihre zupackende Auseinandersetzung mit ihrer Mutter, mit ihrem eigenen Kinderwunsch und mit den Vorurteilen, die ihr an verschiedenen Orten begegnen, in ihrem Adoptionsentschluss nur gestärkt. Allerdings steht sie auch unter Handlungsdruck, denn Kimbles Zukunft steht an.

Die Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch ist manchmal etwas holprig, so stolpert frau über Sätze wie etwa: „Die Bedienung brachte Kimbles Bestellung“ (S. 92). Auch die Übersetzung des Titels *Unexpected child* mit *Wunschtöchter* ist nicht ganz glücklich, denn im Roman wird gerade die Ambivalenz des Kinderwunsches gezeigt, der zwar zum glücklichen Ende führt, dass Meg und Kimble zusammen leben. Doch der Reiz des Romans liegt gerade darin, dass immer wieder gezeigt wird, wie das Zusammenleben mit einem Kind die eigenen Wünsche durchkreuzt: Meg ist zum Teil auch überfordert durch den plötzlichen Umschwung von der gewollten Kinderlosigkeit zur unerwarteten Mutterschaft:

„Meg hätte Kimble am liebsten fortgezaubert [...]. Sie wollte nichts als den Luxus, in Ruhe nachzudenken und zu planen. Diese Unablässigkeit würde sie zugrunde richten, würde sie dazu bringen zu sagen: Nein, ich kann das nicht. Praktisch von einer Sekunde zur nächsten, fast unmerklich, war aus ihr, einer völlig unabhängigen Frau, ein leeres Gefäß geworden, eine ihrer eigenen unfertigen, unverzierten Keramiken, die nur dazu da war, die Bedürfnisse eines Kindes zu befriedigen, nach Lust und Laune von einem Kind gefüllt und geleert zu werden, von einem Kind, dessen Langzeitgedächtnis noch nicht genügend entwickelt war, um sich die Tatsache vom Tod seines eigenen Vaters zu merken.“ (S. 65 f.)

Ambivalente Gefühle werden im Roman auf intensive Weise verdeutlicht und nicht beschönigt. Bei aller Ambivalenz ist Megs Beziehung zu Kimble am Wachsen. Dies wird nachgezeichnet in ergreifenden und schönen Szenen zwischen Mutter und Kind, in Gesprächen mit Megs Mutter, der künftigen Großmutter, in Szenen mit Megs Gefährtin Cami, die sich dem kleinen Mädchen ebenfalls zuwendet. Megs Ambivalenz und Unsicherheit weicht einer Entschlossenheit, die Adoption verantwortungsbewusst durchzuführen, was dann aber gar nicht so einfach ist, denn Meg ist in dieser Hinsicht vom Jugendamt und von den zuständigen Behörden abhängig, die es nicht gerne sehen, wenn ein Kind einfach so ‚unterschlüpft‘ ohne vorherige Prüfung durch das Amt.

Bezaubernd sind die Beschreibungen der wachsenden Zuneigung zwischen Kimble und ihrer künftigen Mutter. Die kindliche Perspektive wird indirekt eingefangen durch alltägliche Kinderverrichtungen wie Essen, Einschlafen, Spielen mit der Puppe, Herummaulen, Weinen, Anziehen. Kimble hat es nicht einfach; sie hat erlebt, wie ihr Vater immer schwächer wurde und hat einige Beziehungsabbrüche zu verkraften. Kimbles Trauer wird nicht weggewischt, sie wird mit dieser Trauer angenommen und hat so die Chance eines Neubeginns. Meg bekommt schließlich das Sorgerecht für Kimble, der fünfte Geburtstag wird gefeiert, und so endet das Buch denn auch mit einem Besuch bei McDonald, wohin sich die nunmehr besänftigte und willige Adoptivgroßmutter, Meg und Kimble aufmachen. – Der Roman ist neugierigen Leserinnen und Lesern zu empfehlen, die sich für ungewöhnliche, neuartige und andere Formen des Zusammenlebens erwärmen und begeistern können.

Andrea Leone Wolfrum und Mona Hanafi El Siofi

Das Leben der modernen Singlefrau ist ein Desaster... oder: „Feminismus müsste wieder sexy sein“

Katja Kullmann: *Generation Ally. Warum es heute so kompliziert ist, eine Frau zu sein*, Frankfurt 2002 (Eichborn, 217 S., 14,90 €).

Jean-Claude Kaufmann: *Singlefrau und Märchenprinz. Über die Einsamkeit moderner Frauen*, Konstanz 2002 (UVK-Verlags-Gesellschaft, 271 S., 24,00 €).

„Die Frau um die 30 denkt, dass sie sich mittlerweile in einer vollkommen emanzipierten Rolle befindet und hat das Interesse an der Auseinandersetzung mit der Thematik ‚Frauenrolle in der Gesellschaft‘ verloren. Stattdessen zeigt sie stärkeres Interesse an ‚Lifestyle‘ und eher oberflächlichen Dingen“,

so die Journalistin Katja Kullmann, Autorin des Bestsellers *Generation Ally*, in einem Interview.¹ Politik ist ‚out‘, Selbst-Marketing ist ‚in‘! Symptomatisch dafür sei die Hochkonjunktur von „Luder-Frauen“ wie Jenny Elvers oder Vero-na Feldbusch, die in jeder Hinsicht mehr Oberfläche als Inhalt anboten.

Um zu verhindern, dass ihr Buch „irgendwo in der Abteilung Kulturwissenschaften oder Geschlechterforschung verstaubt“², sondern von eben den angesprochenen Frauen auch gelesen wird, hat sich Katja Kullmann mit ihrem feuilletonistisch-flapsigen Erzählstil durch die ‚In- & Out‘-Listen der Achtziger Jahre bis zu denen der Gegenwart gehandelt, um eine Durchschnittsbiographie der heute etwa Dreißigjährigen nachzuzeichnen.

Doch wer ist *die* Frau um die 30 eigentlich, an die sich die Autorin wendet? Nach einigen Seiten Lektüre wird deutlich, dass es *die* heterosexuelle Tochter aus *der* weißen, westdeutschen Mittelschichtfamilie ist, die nach erfolgreichem Hochschulabschluss mit mehrjährigem Auslandsaufenthalt und einer ganzen Reihe von Praktika mit besten Referenzen, in einem beliebigen Unternehmen angekommen, zielstrebig die Karriereleiter hinaufklettern will. Doch hier nun wird sie plötzlich mit ihrer Motivation und ihren innovativen Ideen von einem über 50-jährigen Vorgesetzten klassischer Façon auf ein Mittelmaß hin ausgebremst.

Katja Kullmann beabsichtigt der Frau à la ‚Ally Mc Beal‘, Hauptdarstellerin der gleichnamigen US-Fernsehserie, aufzuzeigen, dass ihr scheinbar emanzipiertes Selbstbewusstsein bis dahin nur vordergründig beschaffen war. Denn jetzt ist sie dreißig und muss feststellen, dass sie mit ihrem „Ich-Unternehmen“ einer Illusion aufgefressen ist. Die erste Generation von Frauen, die von der Frauenbewegung der 70er-Jahre profitiert hat und dachte, die Welt stünde ihr uneingeschränkt offen, kommt derzeit auch nicht viel weiter als ihre Mütter

zuvor. Für Letztere bestand Selbstverwirklichung im Besuch von Makramee- oder Trommelkursen, aber trotzdem machten sie „weiter den Dreck weg“ und kümmerten sich um die Kinder, während ihre Ehemänner das Geld verdienten. Und so stehen die Töchter heute aufgrund mangelnder Alternativen vor der Frage, eine Vater-Mutter-Kind-Familie zu gründen, derweil ihnen das Ticken der ‚biologischen Uhr‘ in den Ohren zu dröhnen beginnt. Wollten sie auf diese Weise tatsächlich in der „Teilzeitfalle landen“ bzw. gleich ganz von der „Bildfläche verschwinden“? Oder sollten sie vielleicht doch lieber mit ihrem mittlerweile unbefriedigend gewordenen promiskuitiven Single-Leben fortfahren, um sich idealistisch weiterhin alle Karrieremöglichkeiten offen zu halten? Im Gegensatz zu den „miserabel gestylten“ frauenbewegten Frauen der 70er und 80er tragen die „Allys“ derartige Dilemmata nicht mehr in die Öffentlichkeit, sondern machen sie mit sich alleine aus, denn „Aufruhr passt nicht ins Selbst-design“. Ja, – dazu müsste Feminismus wieder „sexy“ sein...

Zu dem Schluss, dass es sich als Single-Frau gar nicht so unbeschwert lebt, kommt auch der französische Soziologe Jean-Claude Kaufmann. Auf der Grundlage umfangreicher Statistiken und einer Auswahl von Leserinnenbriefen an die Zeitschrift Marie-Claire entwirft der Autor auf 219 Seiten ein „Portrait des Solo-Seins“. In einem kurzen historischen Abriss skizziert er die „weit zurückreichende Bewegung des Alleinlebens“ und analysiert in einer detaillierten phänomenologischen Untersuchung das Alltagsleben von Single-Frauen. Im Mittelpunkt seines „Leitfaden[s] zum Verständnis der merkwürdigen Existenz des Single-Lebens“ stehen nicht allein Kullmanns „thirtysomethings“, sondern generell Frauen zwischen 20 und 50, welche, so der Autor, die zunehmende Individuation der Gesellschaft mit maximaler Kraft zu spüren bekommen. So prognostiziert Jean-Claude Kaufmann nicht nur das Ende der Familie, sondern eine Revolution des Privatlebens, deren Hauptmotor, da sind sich beide AutorInnen einig, die Emanzipation des weiblichen Geschlechts ist. Frauen befinden sich „im Auge des Zyklons der Individualisierung, ohne das wirklich zu wollen oder wirklich zu verstehen, welcher Wind sie hier davonträgt. Als unfreiwillige Avantgarde zahlen sie die Zeche für eine Übergangsphase, die noch keine neuen Orientierungspunkte für das Privatleben hervorgebracht hat.“

Kaufmanns mikrosoziologische Diagnose fällt um einiges düsterer aus. Mehr noch als für Kullmann offenbart sich für Kaufmann hinter der beeindruckenden Fassade das Leben der autonomen, erfolgreichen Single-Frau als ein Desaster. Sie ist frustriert, unsouverän und denkt „pausenlos über das Wie und Warum ihrer zerrissenen Existenz nach“. Vor allem ist sie eines: fürchterlich einsam. Der Grund für diese „komische“ Situation, in der sich zunehmend mehr Frauen wider Willen befinden, ist in erster Linie strukturell bedingt: es ist „das heimliche, versteckte Modell des Privatlebens“, welches Frauen in Form eines „omnipräsenten erhobenen Zeigefingers“ mit ihrer ‚Anormalität‘ konfrontiert und ihnen das Alleinsein verleidet. Die Dynamik des Solo-Seins wirkt wie ein

Sog, in dem der Zuwachs an Autonomie Frauen „zu beeindruckend und perfekt [macht], um überhaupt noch als Partnerinnen in Frage zu kommen“ und in dem sie selbst zunehmend wählerischer werden. Denn wie bei Kullmann, so wird auch hier Single-Dasein mit karrierebewusstem Leben gleichgesetzt, welches unausweichlich auf die Zerreißprobe zusteuert, zwischen Familienleben und Autonomie wählen zu müssen. Doch schwer hat die Single-Frau es nach Kaufmann hauptsächlich deswegen, „weil sie nicht versteht, was mit ihr passiert.“

Hätte die Leserin doch das Gefühl, dass wenigstens Kaufmann sie verstünde! Stattdessen hat dieser sich auf die vertraut-überhebliche Manier eines Briefkastenonkels zurückgezogen. Es scheint, dass erst der Blick in seinen von oben herab gehaltenen Zerrspiegel aus allein lebenden Frauen merkwürdige Existenzen macht. Trotz interessanter theoretischer Ansätze (er bezieht sich auf Berger/Luckmann ebenso wie auf Elias und Foucault) und durchaus guter Beobachtungen, gelingt es Jean-Claude Kaufmann nicht die „Feen und Fakten“ seiner Geschichte von *Singlefrau und Märchenprinz* zusammenzubringen.

Anders Katja Kullmann. Lässt sich mit Heide Oestereich³ *Generation Ally* auch als eine lediglich subjektive Bestandsaufnahme kritisieren, die sowohl den Feminismus als auch den Single-Alltag schlicht am eigenen Glückanspruch misst, so ist Katja Kullmann doch zumindest ihrem eigenen Anspruch gerecht geworden: ihr Buch hat Witz und verkauft sich bestens. Auf den letzten Seiten allerdings schlägt die Stimmung im verzweifelt-heiteren „Ally“-Universum um und lässt die Leserin mit einem beklemmenden Gefühl der Ausweglosigkeit zurück. Dieses regt nicht gerade dazu an, sich „wütend geworden“ für eigene Rechte einzusetzen, wie Kullmann es in o.g. Interview empfiehlt.

Die Botschaft beider Bücher ist eindeutig: Alleinwohnen, Alleinleben, Allein- und Einsamsein sind Synonyme, die als alles bestimmendes Wesensmerkmal ein neues, scheinbar eindimensionales Wesen schaffen – die Single-Frau.

Anmerkungen

1 Literatur-Café am 07.07.2002: www.literaturcafe.de/bf.htm?/berichte/kullmann.shtml.

2 Ebd.

3 *taz* Nr. 6764, 03.06.2002.

Rezensionen zum Thema ,Feminismen‘

Christina Harms

„Endlich richtig leben“

Sahar Khalifa: *Das Erbe*. Roman, Zürich 2002 (Unionsverlag, aus dem Arabischen von Regina Karachouli, 347 S., 19,80 €).

Bethlehem, Ramallah, Dschenin – wer kennt diese Orte nicht aus den abendlichen Nachrichten. Sahar Khalifa, 1941 in Nablus (Westjordanland) geboren und heute Leiterin eines palästinensischen Frauenzentrums, hat mit ihrem Roman *Das Erbe* diese Örtlichkeiten mit neuen Gesichtern bevölkert.

Aufhänger der Geschichte ist der Besuch der palästinensisch-amerikanischen Sena aus New York am Sterbebett ihres Vaters im Wadi al-Raihan im Westjordanland.

Dort trifft sie auf die zahlreichen Mitglieder der Familien Hamdan, Salim und Dschirjes. Jedes Familienmitglied spiegelt ein „klassisches“ palästinensisches Schicksal wieder: die Diaspora-EmigrantInnen in Ost und West, ehemalige Revolutionäre und Nutznießer des Chaos, die Träumenden und die Desillusionierten, die Traditionellen und die Modernen, die Religiösen und die Säkularen – sie alle, ob jung oder alt, ob Frau oder Mann, stehen im Spannungsfeld von Vergangenheit und Gegenwart, auf der Suche nach einer besseren Zukunft, um „endlich richtig leben“ (S. 227) zu können. Mit Hilfe dieses Kaleidoskops von Persönlichkeiten, Biografien und Träumen zeichnet Khalifa ein spannendes und facettenreiches Bild der palästinensischen Gesellschaft in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts – einer Gesellschaft, die von Um- und Zusammenbruch geprägt ist.

Der Roman ist in drei Abschnitte gegliedert: „Ohne Erbe“, „So ein Erbe“ und „Die Frucht der Hinterlassenschaft“. Das erste Kapitel spielt in den USA, wohin es den Vater von Sena, als Kleinhändler verschlagen hat. Nachdem sie auf Grund einer außerehelichen Schwangerschaft von ihrem Vater verstoßen worden ist, verbringt sie die folgenden Jahre zwar – nach dem Maßstab der Leistungsgesellschaft – erfolgreich, innerlich jedoch „leer“ und ihre Tage wie hinter „Glaswänden“ (S. 28).

Als ihr Vater im Westjordanland im Sterben liegt, beschließt sie, in ihre – nie zuvor gesehene – ‚Heimat‘ ‚zurück‘zukehren, um ihre Wurzeln zu entdecken und dadurch wieder Zugang zu ihren eigenen Emotionen zu erhalten. In den folgenden, sich überschlagenden Ereignissen beschäftigt sich Khalifa auf drei Ebenen mit dem Thema ‚Erbe‘:

Vordergründig steht das von den Familienmitgliedern heiß umstrittene materielle Erbe des Vaters im Mittelpunkt des Interesses.

Daneben ist die Frage nach der eigenen kulturellen Identität, dem kulturellen Erbe, von zentraler Bedeutung. Dies gilt v.a. für die RückkehrerInnen, die oft mehr Lebenszeit im Ausland verbracht haben als im Westjordanland. ‚In der Fremde‘ hatten sie ohne Ausnahme die ‚Heimat‘ idealisiert, was einerseits eine Integration in die Aufnahmegesellschaften verhinderte, was aber andererseits nach ihrer Rückkehr zu massiven Desillusionierungen und Enttäuschungen führte. Darauf reagieren die ProtagonistInnen unterschiedlich: von Rückzug und erneuter Flucht in die Fremde über Resignation bis hin zu einer emotionalen und bejahenden Rückkehr und Integration in die palästinensische Gesellschaft.

Darüber hinaus setzt sich Khalifa mit dem ‚ideologischen Erbe‘ der heutigen palästinensischen Generation auseinander. Welche Visionen und Perspektiven existieren noch – im Angesicht der fortgesetzten israelischen Besatzung und Übermacht – nach dem Ende des Nasserismus in den 60er Jahren, dem Zusammenbruch des ehemaligen Partners und Unterstützers Sowjetunion in den späten 80er/frühen 90er Jahren, der Erfolglosigkeit der ersten Intifada, den Osloer Verträgen, die nicht die erhofften Früchte (Erbschaft?!) nach sich zogen und der eigenen Bürokratie, die außer Chaos und Bereicherung einiger weniger nichts zustande gebracht zu haben scheint. Abgesehen von der individuellen Bedeutung, die der Frage nach Zugehörigkeit und Rückkehr zukommt, spricht Khalifa hiermit auch einen zentralen politischen Streitpunkt zwischen Israelis und Palästinensern an.

In dem dritten und letzten Abschnitt des Romans werden die einzelnen Fäden zusammengeführt und ihrem tragischen Ende entgegengebracht. Gerade in diesem letzten Kapitel weicht die Zurückhaltung der Autorin, die fast schon an Apathie grenzte, einer verhaltenen Wut und Trauer über die existierenden Zustände, um die verlorenen Jahre, den Verlust der Visionen, die zerstörten Träume, den Rückzug in eine egoistische und auf materielle Werte ausgerichtete (Lebens-)Haltung.

Das Erbe ist keine ‚schöne‘ Geschichte, deren Lektüre unbedingt nur Vergnügen bereitet. Nichtsdestotrotz ist sie empfehlenswert, weil die Autorin ihren eigenen Grundsätzen treu bleibt: Nur eine schonungslose Analyse der eigenen Situation und Aufklärung der Menschen kann die Grundlage schaffen für eine Zukunft ohne Ausbeutung. Dabei spielt es für sie zunächst eine untergeordnete Rolle, ob diese Ausbeutung und Unterdrückung durch die israelische Besatzung, die palästinensische Regierung und Verwaltung, militante islamistische Gruppierungen oder traditionelle Rollenbilder hervorgerufen wird.

Muriel Brunswig

Geisterbesessenheit als Ausweg aus traditionellen Geschlechterrollen in Marokko

Margaret Rausch: *Bodies, Boundaries and Spirit Possession. Moroccan Women and the Revision of Tradition*, Bielefeld 2000 (transcript, 275 S., 28,80 €).

Eines steht fest: Schuld sind die Geister! Wenn marokkanische Frauen aus sich herausgehen, wild und ekstatisch tanzen, alle Alltagsnormen hinter sich lassen und sich ganz dem Gefühl hingeben, laut sind und nicht ‚weiblich zurückhaltend‘, dann sind sie besessen: von Geistern, bösen oder guten. Dann brauchen sie eine Seherin, eine sog. *Shuwwāfa*, die sie von dieser Besessenheit befreit.

Das Geschäft der Seherinnen boomt in Marokko, vor allem in den großen Städten, wo die traditionellen Familienbande immer mehr aufgehoben werden, und vor allem mit den Frauen. Sie leiden am vehementesten unter dem Spagat zwischen der modernen Urbanisierung und der damit einhergehenden Aufhebung der Traditionen auf der einen Seite und der Verwurzelung mit denselben auf der andere Seite. Margaret Rausch, die Verfasserin der vorliegenden Studie, vertritt die These, dass Menschen, die aufgrund eines sozialen Wandels zwischen zwei Ideologien geraten, sich verstärkt Ritualen zuwenden, die dieses Paradoxon überwinden helfen sollen. Als solches Ritual dient für Rausch auch die Geisterbeschwörung, die gerade in den großen städtischen Zentren Marokkos immer mehr Anhängerinnen findet. Dieses Ritual, seine Ursprünge, seine sozialen Auswirkungen, vor allem für die Frauen des Landes, und seine Ausformungen in ihrem ganzen Umfang darzustellen und zu erklären, ist das Ziel dieser Studie.

Bei *Bodies, Boundaries and Spirit Possession. Moroccan Women and the Revision of Tradition* handelt es sich um die überarbeitete Version von Rauschs Dissertation, die sie im November 1997 an der Fakultät für Philosophie und Sozialwissenschaften an der Freien Universität Berlin ablegte. Rausch war mit dem Wunsch nach Marokko gekommen, Frauen und ihre aktive Beteiligung an religiösen Ritualen zu erforschen. Der Auslöser für diese Studie war die Lektüre eines Interviews, das die marokkanische Soziologin Fatima Mernissi mit einer Seherin führte und in ihrem Buch *Le Maroc, raconté par ses femmes* veröffentlichte.

In ihrer Einführung gibt die Autorin einen allgemeinen Überblick über die Welt der Geister, Seher und Heiler Marokkos. Rausch geht auf die Rolle der Seherin im Allgemeinen ein und zeigt deren Entwicklung seit der frühislamischen Geschichte. Sie stellt die wichtigsten weiblichen Geister vor, die heute

vor allem Frauen aus dem städtischen Milieu befallen und gibt einen, wenn auch etwas mager ausfallenden Überblick über die Quellenlage zu diesem Thema. Schon in ihrer Einleitung weist die Autorin darauf hin, dass Geisterbesessenheit für die meisten Frauen oft die einzige Möglichkeit ist, sich gehen zu lassen. Diese Grundthese zieht sich als roter Faden durch die gesamte Studie und wird von den unterschiedlichsten Seiten beleuchtet.

Der Einführung folgt eine Beschreibung des Umfeldes, in dem die Studie entstanden ist: Sidî Ma'rûf, ein Stadtviertel in Casablanca. Rausch beschränkt sich bei ihrer Untersuchung auf dieses Stadtviertel, in dem sie einige Monate lebte und mehrere Seherinnen bei ihrer Arbeit beobachten konnte. Sie erläutert die sozialen Verhältnisse, geht auf die Wurzeln des sozialen Wandels ein und versucht so ein Bild des Umfeldes zu schaffen, in dem die Seherinnen leben und arbeiten. Sie erläutert den Wandel der Traditionen, die Aufhebung alter Strukturen durch die noch immer andauernde Urbanisierung und deren fatale Folgen für die Frauen.

Kapitel 3 und 4 beschäftigen sich, darauf aufbauend, mit dem Beruf der Seherin. Es werden die beruflichen Werdegänge der ihr bekannten Seherinnen aufgezeigt, ihre religiöse Legitimation und ihr Ansehen in der Gesellschaft. Rausch erläutert, wie sich diese Frauen im Kontext des sozialen Wandels, der sich durch Kommerzialisierung und Professionalisierung auszeichnet, eine Möglichkeit schaffen, unabhängig zu arbeiten. Freischaffende Seherinnen und Geistheilerinnen in Marokko: Eine Nische, in der sich vor allem Frauen tummeln, die einen eigenen, von ihren Ehemännern unabhängigen Weg gehen möchten oder müssen.

Daran anknüpfend, dass der Weg zur Seherin lang und z.T. sehr steinig ist, vergleicht die Autorin Biographien und berufliche Werdegänge von Seherinnen in Casablanca, beschreibt deren Arbeitsmethoden und Erfolge bzw. Misserfolge in einer von Männern dominierten Gesellschaft. Im Vordergrund dieser Biographien steht vor allem die Beziehung der Seherinnen zu ihren Müttern, die einander verblüffend ähneln. Vernachlässigte Töchter, Ablehnung durch den Vater, Neuheirat und Beziehungschaos sind auffällig oft zu finden. Doch nicht nur die Biographien werden in diesem Kapitel beleuchtet: Rausch zeichnet ein deutliches Bild des gesellschaftlichen Ansehens von Seherinnen, das erschütternd niedrig ist.

Mit einer Analyse des Seherinnenklientels sowie der Beschreibung einer Geisterbeschwörung, spannt die Autorin in den abschließenden Kapiteln den Bogen zur anfänglichen These. Sie stellt fest, dass die meisten Probleme der Klientinnen aus ihrer gesellschaftlichen Rolle als Frau resultieren, der sie nicht mehr gerecht werden wollen oder können. Denn die Wünsche und Sehnsüchte der Frauen haben sich dem Urbanisierungsprozess angepasst, die Erwartungen ihrer Familien und die der Gesellschaft, in der sie leben verlangen von ihnen jedoch die traditionelle Frauenrolle. Vor allem im letzten Kapitel, in dem es

um die Geisterbeschwörung als solche geht, wird klar herausgearbeitet, dass Ereignisse, bei denen Frauen ein ‚abnormales‘ Verhalten zeigen, zur inneren Befreiung führen. Dieses ‚abnormale‘ Verhalten äußert sich vor allem darin, dass sie aus sich heraus gehen können, ohne dabei auf die ihnen von der Gesellschaft auferlegten Verhaltensweisen zu achten. Da sich ein solches Verhalten in Marokko allerdings nicht mit dem Argument der Befreiung legitimieren ließe, zeigt Rausch die einfache Lösung der marokkanischen Frauen, sich aus den gesellschaftlichen Zwängen zu befreien: Geister, die ihren Körper bewohnen, bringen sie dazu, sich ‚gehen zu lassen‘ und so nicht mehr den festgelegten Verhaltensweisen entsprechen zu müssen. Auf diese Art und Weise könnten die Frauen mit ihren Alltagsproblemen umgehen, ohne das Gesicht zu verlieren: Schuld daran sind schließlich die Geister!

Bodies, Boundaries and Spirit Possession ist eine deskriptive, keine analytische Studie. Ein theoretischer Überbau fehlt. Die Autorin begründet dies mit dem Graben, der zwischen Theorie und Praxis liegt. Rausch folgt damit dem selbstkritischen Ansatz von Rabinow und Bourdieu (1977), die „anthropological facts“ als „a hybrid of the encounter between the observer and the observed“ (S. 9) sehen. Rauschs anfängliche Vorstellung, durch Marokko zu reisen und Seherinnen damit zu konfrontieren, dass sie eine Studie über sie betriebe, schien ihr schnell unrealisierbar, und so beschränkte sie sich im Verlauf mehrerer Monate darauf, ein gutes Dutzend Seherinnen in einem Stadtviertel in Casablanca bei ihrer Arbeit zu beobachten und zu begleiten. Freundschaftliche Gespräche statt wissenschaftlicher Interviews führten sie zu ihren Forschungsergebnissen. Dagegen ist im Allgemeinen nichts einzuwenden. Doch in diesem Fall fehlt auch die Einbeziehung und Analyse anderer wissenschaftlicher Studien zu ähnlichen Themen. Zwar werden Theorien und Forschungen von Kolleginnen und Kollegen immer wieder kurz angerissen, doch kommt es zu keiner ernsthaften Auseinandersetzung damit. So wäre beispielsweise ein näherer Vergleich mit Frank Maurice Weltes Studie *Der Gnawa-Kult* (Frankfurt 1990), der durchaus Parallelen zu den Methoden der Seherinnen aufweist, wünschenswert gewesen.

Margaret Rausch ist es gelungen, ein sehr lebendiges Bild einiger städtischer Frauen in Marokko zu zeichnen. Ganz klar hat sie die Auswirkungen sozialer Transformationen auf das Leben der Frauen im städtischen Milieu herausgearbeitet. Sie zeigt auf, wie es Frauen gelingen kann, sich durch den Beruf der Seherin eine Nische zu schaffen, in der sie, unabhängig von ihren Ehemännern, freiberuflich arbeiten und Geld verdienen können. Kleine Geschichten, viele Originalinterviews, nachgestellte Situationen und Rauschs anregende Art und Weise zu schreiben, machen das Buch zu einer kurzweiligen Lektüre, die die Lesenden über manche Schwäche hinwegsehen lässt.

Sonstige Rezensionen

Tina-Karen Pusse

Wuchernde Begierde. Subjektivierung zwischen Psychose und Unterwerfung

Judith Butler: *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*, Frankfurt/M. 2001 (Edition Suhrkamp, aus dem Amerikanischen von Rainer Ansén, 197 S., 10,00 €).

Auch in ihrer neuen Publikation *Psyche der Macht* geht Judith Butler von Foucaults Interpretation von ‚Subjektivierung als Unterwerfung‘ aus, also von dem von Foucault (wenn auch nicht erstmals) entdeckten Effekt, dass Verbot und Begehren sich gegenseitig präsupponieren und erzeugen. Es sind, so Foucault, die disziplinären Machtmechanismen selbst, die das Subjekt durch die Maßnahmen erzeugen, durch die sie es zu beherrschen versuchen. Macht und Widerstand seien also in gleichermaßen tödlicher wie auch sich gegenseitig belebender Umarmung gefangen.

Foucaults These, dass man niemals hinter die Bedingungen jener Macht zurück könne und eine Befreiung aus ihr demzufolge nicht möglich sei, setzt Butler nun aber – in erstaunlicher Koalition mit Hegel, der Psychoanalyse und Althussers Konzept der ‚Anrufung‘ – Entscheidendes entgegen. Heraus kommt dabei keine eklektizistische Verknötung sonst unvereinbarer Theoreme, sondern vielmehr eine – sehr lesbare – gegenseitige Befruchtung, die letztlich auf Folgendes hinausläuft:

Wo Foucault sehr wohl einsieht, dass in der Disziplinierung das Objekt der Begierde zu wuchern beginnt (die christliche Sexualmoral habe durch den Zwang, nicht nur lüsterne *Handlungen*, sondern auch lüsterne *Gedanken* zu beichten, diese erst in größerer Vielfalt hervorgebracht) übersieht er, dass *in* dieser Wucherung auch der Akt der Disziplinierung selbst sexualisiert wird. Es ist plötzlich die Buße selber, die das Begehren nicht bloß erzeugt, sondern auch beinhaltet. Statt nach dem Sexualakt sehnt sich der Beichtende nun nach dem Vorgang der Beichte, in dem er das, was er sich versagt, verschoben erleben darf. Die Wirkung wächst also über die Ursache hinaus und erhält ontologisch größeres Gewicht – eine Figur, die Butler von Hegel entlehnt.

Zugleich überträgt sie die hegelsche ‚Herr-Knecht-Konstellaton‘ auf die heterosexuelle Matrix und verfolgt dabei Hegels Figur der doppelten Verleugnung. In einer ersten Verleugnung wird die Frau als Projektion des Mannes gesetzt, die all das beinhalten soll, was er eben *nicht* ‚ist‘, dabei soll sie aber – so die zweite Verleugnung – innerhalb dieser Zuschreibung Autonomie und Subjektivität *imitieren*. Wo der Knecht die von außen kommende Disziplinierung in sich hinein nimmt und so ein knechtisches Bewusstsein entwickelt, innerhalb dessen Rebellion sich immer auch gegen ihn selbst richten würde,

erweist die Frau analog den höchsten Grad ihrer Knechtschaft gerade darin, die von der heterosexuellen Matrix hervorgebrachten Zuschreibungen als ihre ‚natürlichen‘ Attribute zu (v)erkennen. Sie versteht sich also selbst als Subjekt, wenn sie in einer Weise handelt, die von ihr erwartet wird. Althussters Frage danach, wie Subjekte sich selbst als Subjekte erfahren, setzt genau an diesem neuralgischen Punkt ein.

Wenn ‚ich‘ ‚mich‘ im interpellativen Ruf des Anderen erkenne, so wohnt diesem Ruf ein Performativ inne, so Butler über Althusster. Denn erst im Mich-angerufen-Fühlen bringe ich (meine symbolische Identität) den vermeintlich mich Anrufenden hervor, so wie die Gläubigen ‚Gott‘ oder die Demokraten ‚das Volk‘ hervorbringen, bringt letztlich die unterwürfig-mitfühlende ‚Frau‘ das Patriarchat hervor, das sie schikaniert.

Dieser jeweils neu zu besetzende große Andere (und hier kommt Lacan ins Spiel) kann nun nicht allein Gegenstand eines wirksamen Widerstandes sein, will sich dieser Widerstand wirklich aus dem Raum herausbewegen, durch den das Subjekt definiert ist. Denn jeder Widerstand innerhalb dieses Gefüges würde es letztlich restituieren und in seiner Definitionsmacht noch bestärken. Ließe man ihn aber ohne jegliche Disziplinierung aus dem Gefüge herauswuchern, wie dies oben als Kritik an Foucault beschrieben war, würde jenseits der heterosexuellen (oder wahlweise christlichen, demokratischen, etc.) Matrix nur eine psychotische Leere warten, in dem das von der Macht ja immer auch konstituierte Subjekt seine Bedeutung gänzlich verlöre. Die Frage ist also, und diese Frage hat Butler immer schon bewegt, ob es zwischen Internalisierung und bloßer Abwehr der Norm einen dritten Weg gibt. Eine Frage, die wir spätestens seit *Bodies That Matter* eigentlich schon beantwortet glaubten. Die parodistische Wiederholung, das Aufhalten auf der Grenzlinie des Gesetzes, das diese allmählich verschieben soll, ist auch hier die Antwort auf die immer umständlicheren Fragen. Die Figur der Übertretung, in der die Grenze noch einmal aufscheint, bevor sie sich verschiebt, das Auf-sich-Nehmen von Sanktionen, die allesamt innerhalb der Einflußsphäre des ‚großen Anderen‘ verbleiben (der dadurch freilich ein etwas anderer Anderer wird) erscheint hier wieder einmal als Königsweg zwischen Psychose und Unterwerfung. Das freilich haben ‚wir‘ auch schon nach Butlers ‚Paris is Burning‘-Lektüre geglaubt, vielleicht aber auch schon wieder vergessen. Umso besser, wenn Butler uns noch einmal durch neue Fragen hindurch zur selben Antwort führt.

Doch ohne dass dieser Weg von ihr verfolgt würde, scheint mit dieser neuen Fragestellung (es zeigt sich, dass die Wiederholung immer auch die Bedeutungsmöglichkeiten verschiebt) auch ein anderer Weg aus der Definitionsmacht der symbolischen Ordnung auf: Wäre eine libidinös orientierte *Übererfüllung* der Norm nicht ebenso subversiv wie deren parodistische Überschreitung? Eine vorgebliche Anerkennung des patriarchalen Gesetzes würde dadurch ins Gegenteil verkehrt, dass es nur noch aufgerufen würde um zur Luststeigerung

benutzt zu werden, wie dies z.B. in sadomasochistischen Konstellationen geschieht. In dem Moment, in dem es gerade der disziplinierende Zugriff ist, der *genossen* wird, verfügt die jeweilige Norm über keine wirklichen Regulative, keine wirklichen Sanktionen mehr, denn jede neue Sanktion würde nur eine neue Genußmöglichkeit hervorbringen. Damit wäre politisch vielleicht nicht viel gewonnen, für das Individuum, das sich inmitten seiner prekären Subjektivation befindet jedoch umso mehr. Neue Normvorgaben nähmen dabei lediglich den Raum eines neuen Spielinventars ein, Sanktionen würden wirkungslos (sofern sie Genuss verschaffen). Unterwerfung und Freiheit, die beiden Aspekte der Subjektivation, lägen hier am engsten nebeneinander.

Sonja Dehning

„Sie blüht schon dem Tode entgegen“ – Sinn und Sinnlichkeit einer germanistischen Habilitationsschrift

Rita Morrien: *Sinn und Sinnlichkeit. Der weibliche Körper in der deutschen Literatur der Bürgerzeit*, Köln/Weimar/Wien 2001 (Böhlau Verlag, 389 S., 34,80 €).

Habilitationsschriften sind ‚out‘, Juniorprofessuren ‚in‘, so lautet seit einigen Jahren die Devise in deutschen Wissenschaftsministerien. Doch die Konkurrenz unter Nachwuchswissenschaftlerinnen ist groß. Immer noch gilt dieses typisch deutsche Genre als ‚Gütesiegel‘ wissenschaftlicher Qualifikation, und so wird weiterhin eifrig publiziert und manchmal sogar provoziert: „Sie blüht (geradezu) dem Tode entgegen“, ließe sich mit Caroline Auguste Fischers Worten angesichts von Rita Morrisens kürzlich im Böhlau Verlag erschienener Habilitationsschrift behaupten, denn triumphierend wie eine Olympiasiegerin mit einer leuchtenden Fackel in der erhobenen Hand lockt die marmorweiße Dame *La Verité* mit ihrer Leuchtkugel vom Titelblatt. Ihr entblößter Körper zieht alle Blicke auf sich, Nacktheit irritiert zuweilen noch immer – insbesondere die des weiblichen Körpers in der Blütezeit der bürgerlichen Kultur, deren literarische Darstellung die Verfasserin hier analysiert. Sie nimmt damit ein Thema ins Visier, das einen neuen Blick auf altbekannte und unbekannte literarische Texte eröffnet und ein Stück weit die herkömmliche Literaturwissenschaftsgeschichte revolutioniert.

Zunächst zum Inhalt: Die Verfasserin untersucht vergleichend insgesamt 18 Romane bzw. Romanfragmente sowohl von Autoren wie Goethe, Tieck, Schlegel, Keller und Stifter als auch Autorinnen wie Sophie la Roche, Friederike Helene Ungerer, Dorothea Schlegel, Therese Huber, Caroline Auguste Fischer und Ida Hahn-Hahn und analysiert zentrale, um den weiblichen Körper kreie-

sende Aspekte – Jungfräulichkeit, Mutterschaft, Krankheit, Scham und Schönheit – unter folgenden Fragestellungen: Wie präsentieren Schriftstellerinnen den ausgehenden 18. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den weiblichen Körper im Unterschied zu ihren männlichen Kollegen? Auf welche Mythen und Bilder rekurren sie? Entstehen ansatzweise neue Entwürfe? Welche Phantasien, Wünsche und Abwehrmechanismen kristallisieren sich heraus? Wie also gestaltet sich das Verhältnis von männlicher/weiblicher Autorschaft und Inszenierung weiblicher Körperlichkeit? Der Verfasserin geht es hier weniger um eine motivgeschichtliche Untersuchung als um das Herausarbeiten von Textstrategien und Schreibmechanismen. Mit ihrer vergleichenden Betrachtung von Texten sowohl weiblicher als auch männlicher Autoren strebt sie eine gegenseitige Differenzierung und Erhellung männlicher und weiblicher Körperkonzepte an. Rita Morrien geht von der Prämisse aus, dass gerade der *weibliche* als der *andere* Körper mit dem narrativen Gesamtkonzept des Autors und – orientiert an dem männlichen Modell – dem der Autorin unmittelbar verknüpft ist. Sie stellt die These auf, dass bei Autorinnen sogar Weiblichkeitsbilder zum Tragen kommen können, die den von männlichen Autoren geprägten Bildern mortifizierter Weiblichkeit grundsätzlich entgegenstehen, und schließt die Vermutung an, dass die Fremdbestimmung und das kulturell Geformte des weiblichen Körpers von Autorinnen eher berücksichtigt, wenn auch nicht immer problematisiert wird, als von männlichen Kollegen.

Mit Rückgriff auf Foucaults Diskurstheorie erläutert die Verfasserin in einem Überblickskapitel zur „Naturalisierung der Geschlechterdifferenz im 18. Jahrhundert“ zunächst die Funktion des Körpers als Austragungsort der Macht und als Kontrollgegenstand. Auffällig, so Rita Morrien, sei hier die Akzentverschiebung von der Assoziation der Weiblichkeit mit Erd- und Naturverbundenheit in früheren Jahrhunderten zu einer Affinität der Frau zum Tod, zur Mortalität im 18. Jahrhundert. Auffällig des Weiteren, dass der weibliche Körper über die Fokussierung als jungfräulicher, mütterlicher, kranker, schöner oder mit Scham behafteter Körper immer als ein ‚markierter‘ Körper erscheine. In kritischer Anlehnung an Judith Butlers These zur Konstruktivität des Körpers und ihren Performativitätsbegriff (Körper wird mittels Sprache nicht einfach abgebildet, sondern immer erst hergestellt) zeigt die Verfasserin die für die Inszenierung von Weiblichkeit relevanten Diskurseffekte auf, bevor sie zur textimmanenten Interpretation gelangt.

Zu den oben genannten fünf Aspekten, die Rita Morrien jeweils mit einem vergleichenden Resümee abschließt, seien hier nur einige zentrale Stichpunkte herausgehoben: So wird an Goethes, Ungerers und Tiecks Romanen deutlich, dass der Topos des jungfräulichen Körpers als uneinnehmbare Festung ganz unterschiedliche Funktionen haben kann. Während weibliche Autorinnen wie Friederike Ungerer die körperliche Unversehrtheit als Stärke und Unabhängigkeit auslegen, wird der weibliche Körper in Texten von männlichen Autoren

nicht selten glorreich ‚zerstört‘. Die phantasmatische Erhöhung der Frau durch ihre Unberührtheit dient einem Autor wie Tieck dazu, eine um so bestialischere Erniedrigung im Sinne von Zerstörung bzw. Defloration zu feiern. Die Jungfräulichkeit erscheint hier als ein ebenso konstitutives Merkmal für Weiblichkeit wie – im darauffolgenden Kapitel – die Mütterlichkeit. Doch auch hier differenziert die Verfasserin: Während in Brentanos *Godwi* der verlorene Körper der Mutter der Kunst geopfert wird, dekonstruiert Dorothea Schlegel in ihrem Fragment *Camilla* den Mythos Mütterlichkeit in drastischer Weise. Allerdings bleibt es hier bei der ernüchternden Erkenntnis, dass Mutterrolle und Sexualität einander ausschließen. Anhand des Phänomens Krankheit zeigt die Verfasserin ganz unterschiedliche und teilweise sogar weiterführende Ansätze weiblicher Handlungsspielräume auf: Nachdem anhand der Frauenfiguren Otilie in Goethes *Wahlverwandtschaften* und Anna in Kellers *Grünem Heinrich* die Entmaterialisierung des weiblichen Körpers vorgeführt wird, mit dem Ergebnis, dass der Narziss Eduard wie der Autor Goethe ihr Objekt schließlich verlieren und der *Grüne Heinrich* künstlerisch scheitert, erscheint dagegen die kranke Protagonistin *Luise* in Therese Hubers gleichnamigem Roman in ganz anderem Licht: Hier werden die Schwierigkeiten der weiblichen Subjektwerdung und ein im Sinne der amerikanischen Psychoanalytikerin Louise Kaplan *perverses* Szenario deutlich. Die von Krankheit gezeichnete Heldin gesundet auch durch die ihr verordnete Schreibtherapie nicht. Die Schrift ihrer Autobiografie wird vielmehr ersetzt durch die Grabinschrift, wodurch Huber sich als Autorin in gewisser Weise selbst auslöscht, so Morriens plausibles Fazit. Weiterführende Entwürfe hinsichtlich ihrer kranken Protagonistinnen sind bei Caroline Auguste Fischer und Ida Hahn-Hahn zu erkennen: Obwohl Hahn-Hahns Protagonistin ganz das Stereotyp ‚Dämon Weib‘ verkörpert, wird ihr – nachdem die Männer ihr vorausgestorben sind – zugestanden, allein, ohne dem männlichen Blick ausgeliefert zu sein, zu sterben. Caroline Auguste Fischer gelingt eine für die Zeit um 1800 außergewöhnliche Inszenierung: Die Tänzerin Rosamunde in *Margarete* entwickelt eine Gebärdensprache und damit eine Form von kreativer Subjektivität, die literarische Frauenfiguren meist erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts entfalten konnten.

Dass gerade die Scham als Indikator für die Existenz eines weiblichen Begehrens, d.h. als Vorwand, den weiblichen Körper zur Schau zu stellen, gelten kann, ist bei näherer Betrachtung der Texte von Sophie la Roche und Johanna Schopenhauer als Spiel weiblicher Triebverdrängung und Sublimierung äußerst aufschlussreich. Doch geht nicht alles glatt über die Körperbühne, denn auch Schriftstellerinnen verstricken sich in Widersprüche. Sophie La Roche propagiert Scham einerseits als ‚natürliche‘ Anlage, andererseits zeugt ihre ausführliche Reflexion darüber vom Gegenteil. Vollkommen aus dem Rahmen der zeitgenössischen Sittlichkeitsnorm scheint Friedrich Schlegels Weiblichkeitsbild zu fallen, wenn er die ‚schamfreie‘ Frau propagiert: „Ich

bat sehr, du möchtest dich doch einmal der Wut ganz hingeben, und ich flehte dich an, du möchtest unersättlich sein“, bedrängt die Künstlerfigur Julius *Lucinde*, die gleichnamige Figur des Romans. Was hier als Rehabilitation der Frau als aktives Geschlechtswesen anklingt, entpuppt sich jedoch als einseitige Funktionalisierung des weiblichen Körpers: Denn der sich in Distanz zur Frau wöhnende, voyeuristische Künstler ergötzt sich im Weiteren an der entfesselten Sinnlichkeit seines weiblichen Gegenübers, um daraus erotische Impulse für seine künstlerische Arbeit zu empfangen. Dass die Frauenfigur nicht als Subjekt des eigenen Begehrens gezeigt wird, sondern als Medium fungiert, über das das männliche Subjekt sich in Szene setzt, lässt sich auch im letzten Kapitel „Schönheit“ aufzeigen. Bei Novalis erweist sich die schöne Frau als Kommunikationsmedium für zwei männliche Künstler-Figuren. Und auch bei Stifter im *Nachsommer* wird der weiblichen Figur keine Einzigartigkeit und Individualität bescheinigt. Vielmehr zieht sich laut Rita Morrien ein latentes Gewalt- und Konfliktpotential als melancholische Grundstimmung durch den gesamten Roman. Spannend wird es, wenn es der Verfasserin gelingt, ansatzweise Alternativmodelle aufzuzeigen, wie z.B. in Sophie Mereaus Roman, die die Auslöschung einer Männerfigur anphantasiert: Bevor ihre weibliche Hauptfigur stirbt, lässt sie die männliche Figur sozusagen „probehälter“ in einer Gletscherspalte verschwinden. Diese Episode ist sicher mehr als nur eine Spielerei am Rande. Da die Forschung diese Seitenwege bisher nicht eingeschlagen hat, sind diese Neuentdeckungen umso verdienstvoller.

Was also lässt sich als Leseindruck festhalten? Erfrischend wirkt der ungezwungene Umgang mit der doch häufig so heiklen Thematik des weiblichen Körpers; thesenfreudig ist die materialreiche Untersuchung, bei der die Verfasserin nicht den roten Faden ihrer Fragestellung aus dem Blick verliert, sondern sich auf die Kategorien der Funktion und Perspektivierung weiblicher Körperlichkeit konzentriert. Das Kapitel über Körpergeschichte und Theorien zur Körperkonzeption ist bei aller Kürze äußerst informativ. Positiv anzurechnen ist der Verfasserin auch, dass sie nicht der Gefahr erliegt, die teilweise in der Forschung gut bearbeitete Primärliteratur mit einem komplizierten Theoriegebäude zu überfrachten und sie dennoch zu ertragreichen innovativen Thesen kommt, wobei diese Thesenfreudigkeit nicht überstrapaziert erscheint. Da der Leserschaft in den vergleichenden Schlusskapiteln noch einmal kurz und bündig die Quintessenz der einzelnen Aspekte vor Augen geführt wird, gewinnt die umfangreiche, aber gut strukturierte Betrachtung nochmals an Deutlichkeit.

Etwas bedauerlich ist, dass die Verfasserin ihren weitreichenden Kenntnissen über die Mystikerinnen nicht ein eigenes Kapitel gewidmet hat; gern würden wir auch noch mehr über das Gegenwartsphänomen des „wohlriechenden Männerkörpers“ lesen. Doch natürlich kann eine Habilitation nicht alles leisten, eine Ergänzung über den männlichen Körper, so er denn in der Literatur der Bürgerzeit überhaupt auf der Körperbühne auftritt, steht noch aus, ebenso eine

Geschichte der Haptik, der Taktilität. (Re-)aktivieren Autoren oder Autorinnen die über die Vorherrschaft der Optik verloren gegangenen Sinnlichkeiten, die haptischen Qualitäten und Visionen zur Beschreibung von Körper und körperlichen Befindlichkeiten?

Wenn diese Publikation zum einen weitere Fragen aufwirft, denen es nachzugehen gilt, und zum anderen die Leserschaft dazu anregt, den einen oder anderen Primärtext zu lesen bzw. noch einmal ‚neu‘ zu lesen, hat sie nicht nur ihren Sinn erfüllt, sondern darüber hinaus einen großen Gewinn erzielt

Sigrid Schmitz

Körper zwischen Natur und Kultur

Body Project (Hrsg.): KorpoRealitäten. In(ter)ventionen zu einem omnipräsenten Thema, Königstein/Taunus 2002 (Ulrike-Helmer Verlag, 340 S., 29,90 €).

Aus der Zusammenarbeit einer Gruppe von Teilnehmerinnen des Projektbereichs „Körper“ der Internationalen Frauenuniversität (*ifu*) entstand das Bodybook-Kollektiv. Mit ihrem Buch *KorpoRealitäten* ist es den Autorinnen gelungen, einen vielfältigen Einblick in die Facetten der Diskurse um Körper, Körperlichkeit, die eigene Wahrnehmung des Körpers, seine Materialität, Behandlungen, Verhandlungen und Handeln mit und um den Körper im gesellschaftspolitischen Zusammenhang zu geben.

Zwei Dinge sind für mich besonders hervorzuheben. Erstens ist es das explizite Ziel des Buches, zwei Stränge innerhalb der feministischen Analyse in Diskurs zu bringen, den dekonstruktivistischen Ansatz, der Körper und Körperbedeutungen nur als Effekt der politisch-gesellschaftlichen Konstruktionen sieht, mit dem Ansatz, den Körper in seiner Materialität auch als individuelles Handlungssubjekt zu begreifen, der sich Konstruktionen widersetzen kann oder auch nicht, der aber in jedem Fall die Möglichkeit von Redefinitionen in sich birgt (Nora Gersch und Blossom Hart, „Einleitung“). Sind auch diese Ziele nicht in jedem Einzelbeitrag zugleich behandelt, so spiegelt die Zusammenstellung der Texte doch genau diesen Diskursansatz wieder, d. h. Körpermaterialität wird nicht als Essentialismus von vorneherein aus der Diskussion ausgeklammert. Ich halte diesen Ansatz heute für besonders wichtig, um der Renaissance naturalisierter Körper und den erstarkten biologischen Determinierungen ein feministisches Konzept gegenüberzustellen. Zweitens ist es dem Bodybook-Kollektiv gelungen, eine Vielzahl von Stimmen erklingen zu lassen, die in den Geschlechterdiskurs nicht nur die Kategorien Rasse, Klasse und Ethnie zentral

einfügen, sondern auch die Auseinandersetzung zwischen Wissenschaft und Kunst, zwischen ‚Expertinnen‘ und ‚Nicht-Expertinnen‘ aufzeichnen.

So beginnt das Buch mit zwei Reflexionsbeiträgen zur *ifu*. In ihrer Diskursanalyse von Interviews lässt Blossom Hart („Wie war es, dort gewesen zu sein?“) Teilnehmerinnen der *ifu* zu Wort kommen und zeigt auf, wie wichtig und prägend auch die individuelle Geschichte und die eigenen Gefühle der Mitwirkenden für die Diskussion im stark theoretischen Rahmen der *ifu*-Organisation waren. Kritisch hinterfragt sie, wie und ob die Ziele der *ifu* für den Projektbereich „Körper“ erreicht wurden. Ebenfalls kritisch hinterfragt Valeria Borbonus („Klangkörper–Antikörper“), ob die von der *ifu* angestrebte Vernetzung von Wissenschaft und Kunst auf gleichwertiger Ebene wirklich gelungen ist. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass der ‚Kunst-Golem‘ zweitrangig als Aushängeschild genutzt wurde und dass die klassische androzentrische Trennung zwischen Wissenschaft als Geist und Kunst als Körper auch hier aufrechterhalten wurde.

Der zweite Block von Beiträgen beschäftigt sich direkt mit dem wechselseitigen Einwirken zwischen institutionellen Strukturen und unserem Agieren bzw. unserer Entwicklung innerhalb dieser Strukturen. Katharina Willems und Kristina Reiss („I never was a proper girl“) sowie Anna-Katharina Pelkner („Brave Mädchen und freche Gören“) richten den Blick mithilfe von Interviewanalysen auf *doing/undoing gender* durch Körperpraxen in der Schule. Sie entwickeln daraus Gemeinsamkeiten, wie individuelle Körper und Körperwahrnehmungen in unterschiedlichen pädagogischen Institutionen, in unterschiedlichen sozialen und kulturellen Kontexten mit der Entwicklung von Geschlechterstereotypen interagieren. Sie zeigen aber auch, welche eigenen Fassetten Rasse, Klasse und Kultur in diese Prozesse des *Gendering* einbringen.

Die Analyse von Monika Klinkhammer („Der weibliche Körper in der akademischen Arbeit und Welt“) fokussiert die wissenschaftliche Institution, deren Strukturen und Symbole von Frauen internalisiert werden. Mir erscheint die Bearbeitung des Essays einer Wissenschaftlerin hinsichtlich dieser Aspekte teilweise etwas überinterpretiert, allerdings zeichnet Monika Klinkhammer an diesem Beispiel ein detailliertes Bild von der Vielfalt und Wirkmächtigkeit struktureller und symbolischer Barrieren der Institution Wissenschaft auf die individuelle Handlungskraft.

Der dritte Abschnitt richtet den Blick noch direkter auf das Zusammenwirken zwischen subjektiven Körperwahrnehmungen und gesellschaftlich-kulturell-sozialen Kontexten. Er bietet nicht nur ein breites Spektrum von Themenschwerpunkten, sondern auch von Analyseansätzen der feministischen Forschung. Ayse Keyce Uskul („Kultur und Menstruationserfahrung“) zeigt

anhand von Gruppeninterviews mit *ifu*-Teilnehmerinnen die Einbettung individueller Menstruationserfahrungen in ein Netzwerk von kulturellen und religiösen Praktiken auf. Sehr interessant finde ich ihre Herausstellung, dass eine negative Belegung der Menstruation immer noch durch männerdominierte Forschung besteht und gleichzeitig auch in den gesellschaftlichen Praxen wenig positive Rituale zu finden sind. Ebenfalls auf die persönliche Erfahrungsebene fokussieren Babette Müller-Rockstroh und Susanne Gannon („Brust-Geschichten“) mit ihrer Methode der Text-Analyse zur kollektiven Erinnerungsarbeit der eigenen Brustentwicklung. Zwischen Einschränkung, Scham und Übergangserfahrungen zum Frau-Werden, zeigen sie Normierungsvorgänge im Spannungsfeld zwischen diskursiv konstruiertem Körper und gelebtem materiellen Körper auf. Ergänzt wird dieses Thema durch das Kunstprojekt der fotografischen Selbstdarstellung von *ifu*-Teilnehmerinnen von Ninette Rothmüller („Breasts – Brüste im Fokus“). Einen weiteren Analyse-Ansatz aus der ethnologischen Perspektive stellt Felicia Heidenreich („Der offene Körper“) anhand der Beobachtung von Körperpraxen bei Seereer-Frauen vor. Auch hier wird deutlich, dass Körperwissen nicht abstrakt besteht, sondern in individuellen wie auch gesellschaftlichen Handlungen verankert ist, und dass sich umgekehrt aus den körperbezogenen Praxen auch Rückschlüsse über die gesellschaftliche Rolle der Frau ziehen lassen.

Literaturanalysen bilden schließlich ein weiteres Feld, um Körperbilder zu betrachten. Ulrike Brisson („Fortschreibung von Körpermythen“) zeigt an Reiseerzählungen, dass Körperwahrnehmungen des Fremden auch immer Spiegelungen des Eigenen im Fremden sind und dass sich kulturelle Körperideale in diesen Zuordnungen ebenso wiederfinden lassen wie Versuche der Abgrenzung und Veränderungswünsche. Mit dem Begriff des „Zuhause-Dazugehören“ beschäftigen sich Michaela Fay („Zwischen dem Fels in der Brandung und einem steinigen Ort“) anhand der vergleichenden Literaturanalyse und Lia Nalbantidou („Die sichere Privatsphäre meines Heimes“) anhand der eigenen Geschichte.

Wenn auch die beiden letzten Beiträge nicht direkt den Körper zum Fokus haben, so runden sie doch das Bild der vielfältigen Analysen ab. Von persönlicher und subjektiver Handlungserfahrung über die Herausarbeitung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden der Frauen, ihrer Körper und ihrer Körperpraxen bis hin zu den gesellschaftlich-kulturellen Prägungen, Konstruktionen und Redefinitionen bietet dieser Abschnitt ein komplexes Muster zum Nachdenken über KorpoRealitäten.

Wenn der vorige Abschnitt die Blicke stärker vom Körper ausgehen ließ, so findet im nächsten Abschnitt eine Blickwende statt, von der politisch-gesellschaftlichen Wirkmacht auf den Körper und auf individuelle Körperpraxen. Mit den zwei Beiträgen von Fataneh Farahani („Verschleierte Sexualität“) und

von Charlotte Ullrich („A place where feminists ought to draw the line“) werden die Themenkomplexe des Schleiertragens und der Genitalverstümmelung einerseits in ihren unterschiedlichen Machtfunktionen über Frauen ausgearbeitet. Es wird aber andererseits auch aufgezeigt, wie in diversifizierten kulturell-sozialen Kontexten unterschiedliche Argumentationen zu diesen Themen beachtet werden müssen.

Rasse und Kultur als zu fordernder integrierter Bestandteil der feministischen Forschung und seine Verwobenheit mit Geschlechteraspekten wird besonders in den beiden Beiträgen von Eve-Marie Oesterlen („Dunkle Enthüllungen“) und Anne Schwan („Wenn Feminismus und Differenzpolitik zusammenfallen“) deutlich.

Mit dem kontroversen Thema Pornographie beschäftigt sich Antonia Napp („Dilemma Pornographie“). Sie entlarvt den Formbegriff der Kunst und seine Nutzung als Legitimierungsbegriff in seiner historisch-politischen Verankerung. Im angeblich ‚softeren‘ Bereich der Werbung beschäftigt sich Sabine Kurpiers („Just be“) mit der Wirkmacht solcher weiblichen Körperdarstellungen. Ebenfalls über Bilder setzt sich Evi Chamouratidou („Parchu'r“) mit dem Thema Vergewaltigung auseinander.

Der letzte Abschnitt des Buches beschäftigt sich mit dem Zusammenhang zwischen Medizin und Körperpraxen. Auch hier wechseln die Blicke vom Individuum auf die gesellschaftlichen Kontexte und wieder zurück. Ivani Bursztyń („Verborgene Abtreibung“) stellt im Rahmen einer Analyse zu Abtreibungen in einer Favela Rio de Janeiros heraus, dass der ‚freie Wille‘ der Frauen, die größtenteils den Entscheidungsprozess tragen, von vielen persönlichen wie auch sozialen Aspekten beeinflusst wird. Dafna Hirsch („We are Here to Bring the West“) zeigt am Beispiel der Hygieneerziehung in Palästina 1920-1948 auf, dass medizinhygienische Argumentationen zu Körperpraxen als Mittel der Kulturbildung und Modernisierung genutzt wurden. Sie zieht den Spannungsbogen von der politischen Anweisung der Fürsorgeschwestern als Anleiterinnen und Vorbilder zur Übernahme der Körperpraxen durch ihre Ausübung in ein kollektives Kulturbewusstsein.

Mit dem Themenfeld der künstlichen Befruchtung im feministischen Diskurs beschäftigen sich von ganz unterschiedlichen Perspektiven die Beiträge von Cecilia de Mello e Souza („Feministische Bioethik“) und von Tanja Nusser („Der Mythos der jungfräulichen Geburt in den Reproduktionstechnologien“). Der erste Text betrachtet die Donor-Insemination vor dem Spiegel des Nord-Süd-Gefälles und plädiert für eine feministische Bioethik sowie den Einbezug verschiedener Theoriekonzepte mit multikulturellem und sozialen Hintergrund. Der zweite Text deckt den Einfluss des westlich-christlichen Mythos der unbefleckten Empfängnis als Legitimation der Bestimmungsmacht der Ärzte (Götter in Weiß) in der modernen Reproduktionsmedizin auf. Patricia Farrar

(„Mütter ohne Babys“) versucht, in Frauenkörpern und Körperpraxen von Frauen, die Kinder zur Adoption freigegeben haben, den Widerstand gegenüber den androzentrisch geformten Weiblichkeitsbildern zu sehen. Hier fehlt mir allerdings die in vielen anderen Beiträgen aufgedeckte Verwobenheit der sehr unterschiedlichen persönlichen Gründe für die Adoptionsentscheidung.

Schließlich gibt Susanne Bauer („Biomedizinische Wissenskörper“) am Beispiel der Konzeptentwicklung in der Epidemiologie einen Einblick in die Wissenskonstruktionen, in denen über statistische Daten und kulturelle Praxen, Gene und Umwelt in der neuen gentechnologischen Welle zugunsten der deterministischen Argumentationen objektiviert wird.

Auch wenn ich nicht immer mit allen Argumentationen und Schlussfolgerungen übereinstimme, bietet dieses Buch einen hervorragenden Diskussions- einstieg um gerade diesen unreflektiert naturalisierenden Argumenten zur KorpoRealität mit einem komplexen Netzwerk an materiell körperlichen, kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Argumentationen zu begegnen.

Anne Lehnert

Weder Fräulein noch Wunder

Wiebke Eden: *Keine Angst vor großen Gefühlen. Die neuen Schriftstellerinnen*, Berlin 2001 (Edition Ebersbach, 144 S., 20,50 €).

Die Aufregung um das so genannte „Fräuleinwunder“ der deutschsprachigen Literatur hat sich wieder etwas gelegt. Dass junge Frauen Bücher schreiben und dafür sowohl von KritikerInnen gelobt werden als auch Publikumserfolge feiern, ist ein wenig selbstverständlicher geworden. Die jungen Schriftstellerinnen ihrerseits treten selbstbewusst auf und sind weit davon entfernt, sich von WerbestrategInnen und FeuilletonistInnen vereinnahmen zu lassen. Sie haben mit der öffentlichen Aufmerksamkeit umzugehen gelernt und ihren Platz im Literaturbetrieb gefunden.

Wiebke Edens Porträtband stellt elf dieser jungen Autorinnen vor. Ihre Porträts stützen sich auf Interviews, bei denen auch die begleitenden Schwarz-weißaufnahmen der Schriftstellerinnen entstanden sind. Die Texte schildern die Erfahrungen der jungen Autorinnen mit dem Literaturbetrieb und dem Erfolg sowie ihre Lebens- und Arbeitsweise; sie geben Einblicke in Themen und Stile ihrer Bücher und zitieren exemplarische Passagen. Vor allem aber verfolgt Eden immer auch die Frage, wie Frauen überhaupt dazu kommen, das Schreiben zu ihrem Beruf zu machen, bzw. die allgemeinere Frage nach dem Ursprung des Dranges, schreiben zu wollen.

So unterschiedlich wie ihre Bücher sind auch die Antworten der Schriftstellerinnen auf die Frage nach ihrer Motivation und dem Anfang ihres Schreibens. Die einzige, die das Schreiben voller Entschiedenheit als Beruf wählte und sich nach dem Abitur konsequent darauf konzentrierte, ist Zoë Jenny. Zwar gab auch Grit Poppe bereits mit zwölf Jahren Schriftstellerin als Berufswunsch an, doch arbeitete sie zunächst als Sekretärin, studierte nebenher Literatur und schrieb nach dem Examen zunächst einmal Szenarien für FilmstudentInnen. Auch die anderen Frauen fanden weniger geradlinig zum Beruf der Schriftstellerin. Das Schreiben selbst allerdings begleitete sie meist schon seit ihrer Kindheit. Für Jenny Erpenbeck als Tochter eines Schriftstellers und einer Übersetzerin war Schreiben immer etwas Selbstverständliches. Schon als Kind wurde sie zum Tagebuchführen angehalten, weswegen sie sich später eher abgrenzte und als künstlerische Ausdrucksform zunächst das Zeichnen, dann die Musiktheaterregie wählte. Auch heute, nach dem Erfolg ihres Romans *Geschichte vom alten Kind* und ihrer Erzählungen, sieht sie sich nicht ausschließlich als Schriftstellerin, sondern inszeniert weiterhin Opern.

Julia Franck schrieb ebenfalls schon als Kind Tagebuch. Als sie in die Bundesrepublik übersiedelte und sich im Übergangslager fremd fühlte, war das Schreiben ihre Heimat. Als Berufswunsch hatte es dagegen keine Chance, weil sie wusste, wie schwierig es sein würde, damit genug Geld zu verdienen. Erst der Erfolg ihrer Romane *Der neue Koch* und vor allem *Liebediener* erlaubte ihr, sich fortan völlig dem Schreiben zu widmen.

Judith Herrmann wiederum fand erst spät zum Schreiben. Erst studierte sie Germanistik und Philosophie, dann Klavier, tourte später mit der Band „Poems for Laila“ durch Deutschland und bewarb sich schließlich an der Berliner Journalistenschule. Nach ihrem schlechten Abschluss stürzte sie in eine Krise – und fand mit dem literarischen Schreiben endlich zu ihrer Ausdrucksform.

Gemeinsam ist den jungen Autorinnen die Reserviertheit gegenüber dem medialen Getöse, insbesondere gegenüber dem von Volker Hage 1999 geprägten Etikett „Fräuleinwunder“: Vernichtend sei es, weil es Frauen nicht ernst nehme, stellt Birgit Vanderbeke fest und beschreibt sarkastisch die völlig auf Männer zugeschnittene Autorenförderung. Ein Rückschlag in der Wahrnehmung der Literatur von Frauen, meint Julia Franck: jungfräulich, unbefleckt, debütantisch klinge es. Auch Grit Poppe findet es einen „blöden Begriff“: „Da denkt man ja an halbwüchsige Kinder.“ Allein Tanja Langer ist Volker Hage dankbar für seinen viel geschmähten Spiegel-Artikel über das literarische Fräuleinwunder. Der Artikel habe einen Schneeballeffekt gehabt.

Die gesteigerte Aufmerksamkeit für literarische Werke von Frauen betrachten alle als positiv. Die Euphorie der Medien lässt die jungen Frauen jedoch nicht übermütig werden. Sie kokettieren nicht mit dem Erfolg wie etwa die Popliteratenriege um Benjamin von Stuckrad-Barre. Es ist nicht so, dass der

schnelle Ruhm ihnen Angst machte oder sie ihn gar als unverdient empfänden. Vielmehr ist ihnen bewusst, wie trügerisch es ist, sich auf die momentane Beliebtheit bei den KritikerInnen zu verlassen.

Wichtig auf dem Weg zur selbstbewussten Schriftstellerin, die auch von ihrer Arbeit leben kann, waren dagegen für alle das Selbstbewusstsein, die Förderung und der Austausch mit KollegInnen, der durch Preise und Förderstipendien ermöglicht wurde. Seien das nun Preise bei den renommierten Klagenfurter Tagen der deutschsprachigen Literatur, wie sie Zoë Jenny, Julia Franck, Felicitas Hoppe und zuletzt Jenny Erpenbeck erhielten. Doch auch weniger bekannte Preise haben ihre Wirkung: Der erste Preis beim Kurzgeschichten-Wettbewerb der Literaturwerkstatt Berlin motivierte Julia Franck, ihre Geschichten an Verlage zu schicken. Preise bei *„Schüler schreiben“* und anderen Jugend-Wettbewerben brachten Maike Wetzel mit schreibenden Menschen in Kontakt. Während eines Schreibstipendiums im eisigen Wewelsfleth an der Elbe schrieb Judith Herrmann die Erzählungen ihres Bandes *Sommerhaus, später*, ein Werkstattstipendium in Berlin ermöglichte ihr, die Texte mit Hilfe der Autorin Katja Lange-Müller zu überarbeiten und auf Vermittlung von Monika Maron zu veröffentlichen. Preise und Geld erlaubten es Felicitas Hoppe, mit dem Schiff um die Welt zu fahren und dabei Erfahrungen für das nächste Buch zu sammeln.

Die jungen Autorinnen haben den ersten Schritt hinter sich gelassen. Sie haben weitere Werke veröffentlicht und ihren eigenen Schreib- und Arbeitsstil gefunden. Wichtig sind ihnen Unabhängigkeit und freie Zeiteinteilung, ohne die der kreative Prozess sich schwer entfalten kann. Gleichzeitig arbeiten alle hart und diszipliniert, sei das nun während eines konzentrierten Schreibmonats pro Jahr, in dem Birgit Vanderbeke zu Papier bringt, was sich in der übrigen Zeit vorbereitet hat, sei es in den Stunden, die Tanja Langer morgens und abends der Kinderbetreuung abringt, oder in den einsamen Stunden am Computer, die Maike Wetzel als Ausgleich zur kommunikationsintensiven Filmarbeit in ihrem Studium schätzt.

Auffällig ist, dass das Schreiben zwar oft als unbestrittener Mittelpunkt oder unabdingbare Notwendigkeit gesehen wird, sich aber gut mit anderen Tätigkeiten verträgt: Stefanie Kremser kam über ein Filmprojekt zu ihrem Roman. Neben der Arbeit am zweiten Roman macht sie auch weiterhin Dokumentarfilme und schreibt Drehbücher für Fernsehfilme. Tanja Langer half das Schreiben fürs Theater, ohne Scheu mit ihren Texten an die Öffentlichkeit zu treten; die Auseinandersetzung mit zeitgenössischer Literatur durch die Arbeit als Rezensentin nahm ihr die Angst vorm literarischen Schreiben: „Es ist nicht die Literatur von Rilke oder Proust, sie ist aber trotzdem lesenswert und wichtig.“

Wiebke Eden vermag es, mit ihren Porträts treffsicher die Persönlichkeiten der Schriftstellerinnen einzufangen. Zwar versteigt sie sich zuweilen zu allzu blumigen Beschreibungen und Bildern – einer Journalistenpoesie, die in Nachbarschaft zu den pointierten, schnörkellosen Texten der Schriftstellerinnen unangebracht wirkt. Insgesamt aber gelingen ihr stimmige, flüssig zu lesende Berichte über den Alltag der jüngsten Schriftstellerinnengeneration. Das Kapital des Bandes sind die faszinierenden Frauen und das Vermögen der Autorin, sie über ihre Motivation und Wünsche zum Sprechen zu bringen. Die Porträts begeistern durch die starken, eigensinnigen, intelligenten, humorvollen, ehrgeizigen Frauen. Zudem machen sie neugierig auf die Werke der jungen Schriftstellerinnen.

Ermutigend ist, dass es heute für junge Autorinnen möglich ist, vom Schreiben zu leben – und wie selbstbewusst und selbstverständlich sie das für sich reklamieren. Zoë Jenny zum Beispiel empfindet sich nicht als privilegiert, sondern konstatiert lapidar: Andere bekämen doch auch Geld für ihre Arbeit.

Anne Lehnert

Nach dem Krieg ist vor dem Krieg – Politkrimi und Bosnienreportagen von Juli Zeh

Juli Zeh: *Adler und Engel*, Frankfurt/M. 2001 (Schöffling & Co., 448 S., 23,50 €); dies.: *Die Stille ist ein Geräusch. Eine Fahrt durch Bosnien*, Frankfurt/M. 2002 (Schöffling & Co., 264 S., 18,50 €).

Clara kommt ungebeten zu Max nach Hause. Er hat zuvor in ihrer Radiosendung angerufen und vom Suizid seiner Freundin Jessie erzählt. Die Radiomoderatorin ist auch Psychologiestudentin; sie will die ganze Geschichte hören und lässt nicht locker. – Diese Konstellation, mit der Juli Zehs Debütroman *Adler und Engel* beginnt, bleibt über das ganze Buch erhalten: Die Unerbittlichkeit, mit der Clara das Untersuchungsmaterial für ihre Diplomarbeit einfordert sowie der zunächst widerstrebende und stockende, dann fast zwanghafte Bericht des Ich-Erzählers Max, der währenddessen aufgrund seines Kokainkonsums zusehends zugrunde geht.

Die Geschichte von Max und Jessie begann während ihrer Schulzeit im Eliteinternat. Damals beneidete Max den attraktiven Shershah um seine Beziehung zur übermütigen Jessie. Zu einer Schicksalsgemeinschaft wurden die drei durch die Schmuggelgeschäfte, die sie für Jessies Vater Herbert erledigten.

Während Max Clara seine Geschichte erzählt, machen sie sich von Leipzig aus auf den Weg nach Wien, um die Umstände zu erkunden, die erst zu Shershahs und dann zu Jessies Tod führten. Max muss erkennen, dass er seine

Karriere als Osteuropaexperte in einer renommierten Anwaltskanzlei Herbert verdankt und so, nicht anders als Jessie und Shershah, weiterhin dessen Interessen diene.

Der Reiz des Romans liegt teilweise in seiner kriminalistischen Struktur. Trotz aller überraschenden Wendungen sind die Enthüllungen über den Zusammenhang zwischen UNO-Politik, Korruption und Verbrechen allerdings recht simpel. Der Plot erscheint etwas konstruiert, vor allem aber ist das Ganze ausgesprochen langatmig. Quälend lange dauert es, bis sich die Geschichte rundet. Quälend detailliert werden Max' Dahinvegetieren, die Hitze und die Zermürbung geschildert. Nicht immer gelungen sind auch die poetischen Beschreibungen. Insbesondere die Mondmetapher wird als Stimmungsvermittler sehr strapaziert. Was das Erzählen von Juli Zeh aber ausmacht, ist die präzise Beschreibung der Beziehung zwischen Clara und Max. Zuweilen scheint es, als könne Zuneigung oder Freundschaft entstehen, die scheinbare Annäherung entpuppt sich jedoch Mal für Mal als kühle Berechnung. Gerade in den Dialogen bedient sich Juli Zeh einer lapidaren und drastischen Jugendsprache. Ihr Umgang damit ist aber so souverän, dass diese weder übertrieben noch anbiedernd wirkt. Das Verdienst des Romans liegt in der schonungslosen Darstellung der existenziellen Einsamkeit und zugleich der tiefen Sehnsüchte seiner Figuren.

Auch *Die Stille ist ein Geräusch* erzählt von einer Reise nach Osten, vom Balkankrieg und von der UNO-Politik. Juli Zehs Reisebericht ihrer Fahrt durch Bosnien lässt allerdings die Widersprüche stehen. Ihrem Hund gegenüber rechtfertigt die Autorin ihre Reiseabsicht:

„Ich will sehen, ob Bosnien-Herzegowina ein Ort ist, an den man fahren kann, oder ob er zusammen mit der Kriegsberichterstattung vom Erdboden verschwunden ist.“ (S.11)

Am Ende konstatiert sie dann:

„Ich fühle mich, als wäre das Land durch mich gereist und kehrte nach Hause zurück, während ich übrigbleibe, mit hängenden Armen. Bereist. Keine meiner Fragen habe ich beantwortet. Wo wachsen die Melonen? Weiß ich nicht. Warum gibt es keinen McDonald's? Warum war Krieg und gegen wen, und wie heißt die Farbe der Neretva?“ (S. 263)

Dazwischen erzählt Zeh unterhaltsam und klug von ihren Erlebnissen: Von den allgemeinen Tücken einer Auslandsreise, Kommunikationsproblemen zum Beispiel, die sie durch die Erfindung von „Endepol“, einer Mischung aus Englisch, Deutsch und Polnisch, löst. Von Begegnungen mit anderen Ausländern, Journalisten, SFOR-Soldaten und internationalen Beobachtern, die auch keine Ahnung von diesem Krieg haben, sowie mit Einheimischen, Menschen, die

nach dem Krieg nicht mehr dieselben sind wie vorher und den Krieg der Fremden doch nicht erklären können. Vom widersprüchlichen und vielschichtigen Eindruck, den dieses Land und seine Städte vermitteln.

Sarajevo präsentiert sich als Grenze zwischen Morgen- und Abendland, als „Setzkasten europäischer Erinnerungsstücke“: Rom, christliches Mittelalter, jüdische Diaspora, türkische Besetzung, Österreich-Ungarn, Faschismus, Kommunismus, Kapitalismus und *American Dream*, Bürgerkrieg und europäische Integration – jede Epoche hat ihre Spuren hinterlassen.

Juli Zeh entwickelt daraus die Idee zu einer Art Blindenkuhspiel: Sie will fünf Menschen mit verbundenen Augen an verschiedene Stellen in Sarajevo bringen, dann die Binde abnehmen und sie raten lassen, wo sie sind. Wer im Basar ausgesetzt wird, wird sich im Orient wännen, in Istanbul zum Beispiel. Die Fußgängerzone gleicht der in einer modernen europäischen Großstadt, Wien etwa oder Budapest. Die stalinistische Architektur beschwört das Bild von Warschau, das Bergidyll könnte sich in der Sächsischen Schweiz befinden. Erst der fünfte Ort aber vervollständigt das Bild von Sarajevo: Das zerschossene Zeitungsgebäude zeugt von dem Schrecken, der sich hier in der jüngsten Vergangenheit abgespielt hat.

Trotz der erschreckenden und absurden Erfahrungen gelingt es Juli Zeh, auch dem Bedrückenden seine komische, wenn nicht gar heitere, Seite abzugewinnen. Dieser unverstellte Blick auf ganz konkrete Erlebnisse gefällt mir persönlich besser als die konstruierte Romanhandlung.

Gertraud Lenz

Über die Gesamtausgabe der Schriften der Philosophin, Frauenrechtlerin, Jüdin und Ordensfrau Edith Stein

Edith Stein Gesamtausgabe (ESGA). Herausgegeben im Auftrag des Internationalen Edith Stein Instituts Würzburg, Freiburg, Basel, Wien (Herder Verlag, 24 Bde, Bände sind einzeln beziehbar).

Hier besonders berücksichtigt: Edith Stein: Die Frau. Fragestellungen und Reflexionen, ESGA Bd.13, Freiburg 2000 (Herder Verlag, 256 S., 33,00 €).

Das thematisch weitgesteckte Feld der philosophischen, anthropologischen, pädagogischen und theologischen Untersuchungen, Vorlesungen und Vorträge Edith Steins in einer Gesamtausgabe vollständig der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, hat das Internationale Edith Stein Institut Würzburg in einem vier-

undzwanzig-bändigen Editionsprojekten seit dem Jahre 2000 begonnen. Die Bände, aufgeteilt in fünf Gruppen, enthalten zuvorderst biographische Schriften, die aus autobiographischen Beiträgen und Briefen als „Selbstbildnissen“ bestehen. Es folgt die umfangreichste Gruppe der philosophischen Schriften, die die Schülerin und Assistentin Edmund Husserls als Phänomenologin verfasst hat. Zu den philosophischen Schriften zählen unter anderen ihre Dissertation *Zum Problem der Einfühlung* (1917), *Potenz und Akt* sowie *Endliches und ewiges Sein*. Die Schriften zu Anthropologie und Pädagogik enthalten neben der Studie zum *Aufbau der menschlichen Person* – ein Thema, das Edith Stein Zeit ihres Lebens besonders interessierte – Vorlesungen zur theologischen Anthropologie und Vorträge zu den Themen Bildung und Individualität. Zu dieser dritten Gruppe zählt auch der Band mit dem Titel *Die Frau*, auf den ich später näher eingehen werde. Geistliche Texte, eine Studie zu Johannes vom Kreuz und phänomenologische *Wege der Gotteserkenntnis* sind zusammengefasst im Block der Schriften über Mystik und Spiritualität. Die letzte Gruppe umfasst sowohl die Übersetzung des Werkes *De Veritate* von Thomas von Aquin als auch Übersetzungen etlicher Texte des englischen Kardinals John Henry Newman, mit dessen Leben und Werk Edith Stein sich in den 20er Jahren, in die auch ihre Konvertierung zum katholischen Glauben fällt, intensiv beschäftigte.

Die Gesamtausgabe zeichnet sich durch eine Vielzahl kenntnisreich recherchierter und detailliert dargebotener Angaben aus, deren Anordnung der besonderen Erwähnung wert ist, weil jedem Vortrag und Artikel ein Abschnitt vorausgeschickt wird, der, als „Situierung“ bezeichnet, ausführliche Informationen zu zeitlichen und kontextbezogenen Gegebenheiten der Entstehung des jeweiligen Vortrages, zu Textnachweisen und zur Edition enthält. Diese ‚Situierungen‘ am Anfang der Texte erscheinen mir als sehr hilfreich, um die Situationen beim Lesen mitbedenken zu können, für die sie geschrieben worden sind.

Seit wenigen Jahren werden die aus verschiedenen Orten zusammengeführten Archivbestände des Nachlasses Edith Steins in Köln gemeinsam aufbewahrt. Dadurch ist es erstmals möglich geworden, das Notizenkonvolut und die Exzerpte, die Edith Stein erstellt hat, im Gesamten zu untersuchen. Einen großen Zugewinn stellen diese neuen Möglichkeiten der Einsichtnahme und Forschung für die Gesamtausgabe dar, deren Einleitungen der jeweiligen Bände und deren zahlreiche Hinweise in den fortlaufenden Fußnoten interessante und weiterführende Informationen enthalten. So wurden die Texte gegenüber der Werkausgabe neu bearbeitet und erstmals mit Anmerkungen versehen. Die Folge der Texte in den vorliegenden Aufsatzbänden wurde thematisch überarbeitet, teilweise Texte neu aufgenommen und die Reihenfolge innerhalb der Themenschwerpunkte chronologisch aufgebaut. Der Überblick über die thematischen und zeitlichen Zusammenhänge wird so in einer Interesse weckenden Weise erleichtert.

Als erster erschien im Jahr 2000 der Band mit dem Titel *Die Frau. Fragestellungen und Reflexionen*. Sophie Binggeli schreibt in der Einleitung dieses Bandes:

„Es hat geradezu prophetische Bedeutung, daß die Gesamtausgabe der Werke Edith Steins an der Schwelle zum 3. Jahrtausend mit einem Band über die Frau eröffnet wird. [...] Ähnlich wie Frauen heute um die Jahrtausendwende um Fragen des Frauseins ringen, so war auch Edith Stein zu Anfang des 20. Jahrhunderts in Deutschland mit ihrem Leben und Werk um die Würde der Frau auf politischem, gesellschaftlichem und kirchlichem Gebiet bemüht.“¹

Edith Stein wird von Binggeli als selbstbewusste Studentin beschrieben, die sich leidenschaftlich für die Frauenfrage einsetzte. Sie schlug die Universitätslaufbahn ein und erhielt darin Anerkennung. Dennoch stieß sie „auf die prinzipielle Unmöglichkeit für eine Frau, eine Stellung unter den „Alten Herren“ durch eine Habilitation zu erhalten.“² Später arbeitete Edith Stein als Lehrerin und wurde während dieser Zeit von verschiedenen katholischen Frauenbewegungen und Akademikerverbänden als Referentin eingeladen. In diesem Zusammenhang setzte sie sich von 1928-1932 mit der Thematik ‚Frau‘ auseinander. Die daraus entstandenen Vorträge und Vorlesungen zu Themen wie Reflexionen über den Eigenwert der Frau, Abgrenzung von Frauen- und Männerberufen, Frauenbildung, die Bestimmung der Frau, Probleme der Mädchenbildung, darunter auch der wohl bekannteste Vortrag „Das Ethos der Frauenberufe“, finden sich gesammelt in diesem Band 13 der Gesamtausgabe.

Im zuletzt genannten Vortrag setzt sich Edith Stein mit Fragen der Beschaffenheit von Frauenberufen und den verschiedenen Wesensarten von Frauen und Männern auseinander. Sprachlich und argumentativ wirken verschiedene Passagen für heutige, nicht mit der Diktion der katholischen Glaubenslehre vertraute LeserInnen befremdlich oder antiquiert. Es erweist sich jedoch als lohnenswert, sich durch die Befremdungen hindurch zu lesen, sie in ihrem historischen Kontext aufzufassen und dadurch zu den für die aktuelle *Gender*-Debatte sehr interessanten, teilweise subversiven Positionen und Fragestellungen Edith Steins zu gelangen. So betont sie die Differenz zwischen männlicher und weiblicher ‚Eigenart‘, zwischen weiblichem und männlichem ‚Ethos‘. Zugleich differenziert sie zwischen geschlechtlicher Eigenart und individuellen Begabungen und Neigungen:

„Keine Frau ist ja *nur* ‚Frau‘, jede hat ihre individuelle Eigenart und Anlage so gut wie jeder Mann und in dieser Anlage die Befähigung zu dieser oder jener Berufstätigkeit, künstlerischer, wissenschaftlicher, technischer Art u.s.w.“³

Eine Feststellung expliziter Frauen- und Männerberufe oder eine Festlegung auf die reine Hausarbeit kommt für Edith Stein damit nicht in Frage. Vielmehr plädiert sie für die prinzipielle Offenheit aller Berufe und erachtet

die Entfaltung des weiblichen Ethos als maßgeblich für die gelungene Berufstätigkeit von Frauen. Zwar sieht sie das weibliche Ethos in dem sozial-kommunikativen, dem Konkreten und Lebendig-Persönlichen zugewandten und so helfenden und dienenden Charakter, doch zieht sie daraus für die damalige Zeit widerständige Schlussfolgerungen: Wissenschaftliche, politische und wirtschaftliche Tätigkeitsfelder sind für Frauen nicht weniger geeignet als soziale Berufe. Resümierend stellt sie fest: „[E]in echter Frauenberuf ist jeder Beruf, in dem die weibliche Seele zu ihrem Recht kommt und der durch die weibliche Seele geformt werden kann.“⁴

Die weitläufigen Gedanken Edith Steins können, gerade auch auf der Grundlage der vielfältigen neuen Angaben in der Edith Stein Gesamtausgabe, reichlich Anregungen und Diskussionsstoff bieten, nicht zuletzt für den Bereich der *Gender-Forschung*.

Anmerkungen

1 Sophie Binggeli in: *Die Frau. Fragestellungen und Reflexionen*, Edith Stein Gesamtausgabe, Band 13, Freiburg 2000, S. IX.

2 Ebd., S. IX.

3 Ebd., S. 22.

4 Ebd., S. 29.

